

Münchener Feuilleton

■ KULTUR · KRITIK · KONTROVERSE ■

FEBRUAR · NR. 71 · 10.2.–9.3.2018 · www.muenchner-feuilleton.de

War Goethe ein Muselmann?

Das Faust-Festival ist gerade allgegenwärtig in der Stadt. An Goethe interessant aber ist viel mehr als nur der »Faust«. Etwa sein Faible für den Islam, mit dem sich der Dichterstürm voll Respekt intensiv befasst hat.

Grafik: Sylvie Bohnet

HENDRIK BIRUS

Eine abwegige Idee. So mögen schon Goethes Zeitgenossen gedacht haben, wenn sie in seiner Selbstanzeige des »West-östlichen Divans im Morgenblatt für gebildete Stände« (24.2.1816) über dessen Dichter lasen: »Er freut sich an Sitten, Gebräuchen, an Gegenständen, religiösen Gesinnungen und Meinungen, ja er lehnt den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselmann sey.«

Wie viel befremdlicher mag dies aber erst uns erscheinen – und das schon allein der Formulierung wegen. Denn wo begegnet uns überhaupt noch das Wort Muselmann? Am ehesten wohl in Carl Gottlieb Herings noch immer populärem, doch zunehmend als fremdenfeindlich beargwöhntem Kaffee-Kanon: »C-A-F-F-E-E, trink nicht so viel Kaffee! [...] Sei doch kein Muselmann, der ihn nicht lassen kann.« Oder in KZ-Berichten, denen zufolge die schon ganz apathischen Häftlinge »Muselmänner« genannt wurden. Ansonsten Fehlanzeige.

Dass das Wort Muselmann so völlig aus der Mode gekommen ist und nur noch scherzhaft, wenn nicht gar abschätzig gebraucht wird, mag damit zusammenhängen, dass es wohl als eine Parallelbildung zu dem inzwischen völlig obsoleten Ausdruck Franzmann empfunden wurde, der doch ebenfalls über eine sehr respektable

Vergangenheit verfügte. Dabei ist jene negative Assoziation etymologisch völlig unbegründet, indem Muselmann auf das persische Wort (mosalmān) für »Muslim« zurückgeht. Ja, da dieses Wort (mit der Aussprache müsliḡmān) auch im Türkischen als Bezeichnung für »Muslim« entlehnt worden ist und die Türken die Majorität der Muslime in Deutschland darstellen, verstieße es keineswegs gegen die »political correctness«, es – anders als Mohammedaner – auch weiterhin zu verwenden.

Die damaligen verblüfften Leser mochten jenes virtuelle Bekenntnis zum Islam als poetisches Rollenspiel, wenn nicht gar als bloße Koketterie des alten Goethe missverstehen. Doch ähnliche Sympathieerklärungen für den Islam finden sich auch in ganz ernsthaften privaten Äußerungen Goethes. So, wenn er ein halbes Jahr vor seinem Tod Adele Schopenhauer, der Schwester des Philosophen, im Hinblick auf ihre Umzugspläne schreibt: »Hier kann niemand dem andern raten; beschließe was zu thun ist jeder bey sich. Im Islam leben wir alle, unter welcher Form wir uns auch Muth machen.« (19.9.1831)

Was damit ernsthaft gemeint ist, lässt ein Vierzeiler aus dem »Buch der Sprüche« des »West-östlichen Divan« erkennen, dessen

Schlussvers gern von denen ins Feld geführt wird, die Goethe als Vorreiter eines Euro-Islam reklamieren wollen. Das Spruchgedicht als Ganzes lautet:

*Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meynung preißt!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir alle.*

Ausgangspunkt ist also die unschlichtbare Meinungsvielfalt der modernen Gesellschaft. Ihr wird die Allgemeingültigkeit des Islam entgegengesetzt. Freilich nicht bedingungslos; denn das einleitende »Wenn ...« hat durchaus auch die Bedeutungskomponente »sofern: Wenn »Islam« im Sinne seiner ursprünglichen arabischen Wortbedeutung – »Ergebung (in Gottes Willen), Versöhnung; – zu verstehen ist, vermag er ein universell einigendes Prinzip zu sein.

Doch das Bekenntnis zum Islam beschränkt sich ja keineswegs auf diese Wortbedeutung. Sondern außerdem sind für den Muslim noch fünf weitere Glaubensartikel verpflichtend, die außer dem monotheistischen Glaubensbekenntnis folgende kultische und moralisch-ethische Pflichten umfassen: das rituelle Gebet, die Almosensteuer, das Fasten im Ramadan und die Pilgerfahrt nach Mekka. Sich über die Gottergebenheit hinaus zu all dem zu beken-

nen, lag aber Goethe ebenso fern, wie er sich früher von Lavaters missionierendem Christusglauben mit seinem Antibekenntnis als »dezi-dierter Nichtkrist« (29.7.1782) abgegrenzt hatte.

Statt solcher Vereinnahmungen und Abgrenzungen geht es Goethe im »West-östlichen Divan« vielmehr um die sich zwischen Empathie und Skepsis bewegenden wechselseitigen Spiegelungen von Islamischem und Christlichem, Orient und Okzident, Shirāz und Weimar. Um derentwillen ist dieses Goethe'sche Spätwerk in seinem Gedicht- wie in seinem Prosateil so überreich gesättigt mit Details der Geschichte, Religion und Poesie des Vorderen Orients. Das macht Goethe zu einer der wenigen westlichen Identifikationsfiguren in Edward Saids kritischem Standardwerk »Orientalismus« (1978); und in diesem Sinne braucht der Divan-Dichter den Verdacht nicht abzulehnen, »daß er selbst ein Muselmann sey.« ||

Hendrik Birus hat im Rahmen der Frankfurter Goethe-Ausgabe den »West-östlichen Divan« herausgegeben. Er lehrte an der LMU Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft. 2006 wurde er Vizepräsident und Dekan der School for Social Sciences and Humanities der Jacobs University Bremen.

IMPRESSUM SEITE 9



MÜNCHNER
FEUILLETON
Breisacher Str. 4
81667 München
T.: 089 48920971

SPOT 2-3

Gasteig-Chef Max Wagner über Vertrauen in die Menschen, die Lust auf Veränderung und sein Erfolgsrezept: »Ich nehme mich selbst nicht so wichtig«.

DESIGN SEITE 4-5

Sehnsucht nach der designfreien Zone? Michael Keller plädiert auf der MCBW für Erlebnistiefe. Die Sonderschauen der IHM feiern die Meisterschaft singulärer Gestaltung.

LITERATUR SEITE 11-15

Im Februar stellt **Arno Geiger** seinen neuen Roman im Literaturhaus vor. Eine beeindruckende Lektüre, die doch ein Unbehagen hinterlässt.

FILM SEITE 17-21

Welchen Bären hätten'S denn gern? Die diesjährige Berlinale verspricht einen Jahrgang mit zahlreichen bayerischen und Münchner Filmemachern.

MUSIK SEITE 22-25

Säufer, Mörder, Soho-Blues Die Tiger Lillies lieben das Varieté, vor allem dessen dunkle Seite. Und Masako Ohta hat mit ihrer neuen CD ein »Poesiealbum« aufgenommen.

BÜHNE SEITE 26-31

Die Welt auf der Bühne Theater für die Aller kleinsten, Auseinandersetzung mit Geschichte, Neues aus der freien Szene und ein Blick auf das Augsburger Brechtfestival.

|| Schon abonniert? www.muenchner-feuilleton.de ||

»Ich nehme mich selbst nicht so wichtig«

Herr Wagner, Sie können mehr als zufrieden sein mit Ihrem ersten Jahr als Geschäftsführer des Gasteig.

Es ist schon unglaublich, dass wir in dieser kurzen Zeit zwei historische Beschlüsse für den Gasteig erreicht haben. Im vergangenen April die große Entscheidung für die Generalsanierung, jetzt der Beschluss für die Interimslösung ... das hätte niemand gedacht. Ich empfinde einerseits große Freude, andererseits große Dankbarkeit für das Vertrauen, das mir entgegengebracht wird, das uns entgegengebracht wird. Denn das ist mir sehr wichtig: Es betrifft nicht nur mich, sondern wirklich jeden Einzelnen, der hier bei der Gasteig München GmbH, aber auch bei den anderen Instituten mitarbeitet.

Im Gegensatz zu den Prozessen an anderen kulturpolitischen Schauplätzen – nehmen wir das Kreativquartier oder auch, um über München hinauszugehen – die Intendantenbesetzung an der Berliner Volksbühne – beweisen Sie offensichtlich besonderes kulturpolitisches Geschick. Was machen Sie anders oder vielleicht »richtig«?

Ich glaube, es hat ganz viel mit Haltung zu tun. Wie sehe ich die Menschen, mit denen ich zusammenarbeite, und wie gehe ich mit ihnen um. Wie sehe ich mich und was sind meine Werte. Meine Eltern haben mich in dieser Hinsicht sehr geprägt, aber auch der Kontakt zum Yoga. Yoga bezeichnet ja nicht nur Körperübungen, sondern eine Philosophie, die Jahrtausende alt ist. In ihr gibt es den Ansatz, in jedem das Göttliche zu sehen, man könnte auch sagen, in jedem das Positive zu sehen. Ich glaube ganz stark daran, dass ein offenes Aufeinander-Zugehen und die Haltung, das Beste zu erwarten, sehr viel bewirken. Außerdem gibt es im Karma-Yoga die Idee des selbstlosen Dienens: Ich bin ein Werkzeug, ich bin nicht mein Ego. Das ist die Haltung, die mich prägt: Ich nehme mich selbst nicht so wichtig. Natürlich spiele ich auch mit, ich habe eine Rolle wie in einem Theaterstück. Ich bin der, der nach außen die Institution vertritt, und das muss ich gut machen. Aber das ist eine Rolle, nicht die Person Max Wagner. Und trotzdem muss man dabei authentisch sein und Verbindungen schaffen. Das macht meine Persönlichkeit auch aus, dass ich gerne mit Menschen zusammen bin und dass ich gerne Verbindungen schaffe.

Vertrauen, Kommunizieren, Netze spinnen ist das eine. In Hinblick auf die Interimslösung könnte man aber auch davon sprechen, dass Sie gemeinsam mit Ihren Partnern Fakten schaffen, denen Aufsichtsräte oder Stadträte eigentlich nur noch zustimmen müssen.

Die Interimslösung ist für mich eines der größten Geschenke, das ich seit Langem bekommen habe. Es begann mit einer Bürgerversammlung, bei der mir salopp gesagt 50 Wutbürger gegenüber saßen. Ich war der Böse, der Vertreter der Hochkultur, und die Künstler in der Hans-Preißinger-Straße die Subkultur. David gegen Goliath. Das war neu für mich und auch nur schwer auszuhalten. Aber am Ende dieser Sitzung hat ein Architekt, der sein Büro auf dem Gelände hat, einen Vorschlag gemacht, wie der Gasteig und die ansässigen Künstler das Gelände gemeinsam nutzen könnten. Das war, wie wenn einem eine Hand gereicht wird. Nach der Sitzung habe ich mit den Leuten und dem Architekten diskutiert, ich habe quasi die Hand ergriffen. Ich glaube, das ist es, was ich kann. Wir haben dann gemeinsam in kürzester Zeit eine totale Kehrtwende im ursprünglichen Konzept für die Interimsnutzung vollzogen. Wir haben uns in einem geschützten Bereich getroffen, immer wieder neue Vorschläge erarbeitet, Treffen mit dem Planungsreferat gehabt, mit den Mietern vor Ort, mit dem Aufsichtsrat, immer wieder Präsentationen. Dabei war ich überzeugt von der Richtigkeit dieses Prozesses. Natürlich ist Politik manchmal auch sehr anstrengend. Aber so ist Demokratie, und das ist auch ganz wichtig.

In Zeiten, in denen sich die Menschen immer stärker von (kultur-)politischen Entscheidungen abgekoppelt fühlen, zugleich aber auch immer deutlicher in die Diskussion über



Max Wagner | © Ralf Dombrowski

Erst knapp ein Jahr ist Max Wagner Chef des Gasteig und hat schon Wegmarken gesetzt: Die Generalsanierung ab 2020 ist beschlossen, die Interimslösung in Sendling stößt bei allen Parteien auf Zustimmung, das Faust-Festival mit über 200 Partnern startet am 21. Februar. Was ist sein Erfolgsrezept? Ein Gespräch über Vertrauen in die Menschen, Respekt vor der Demokratie und die Lust auf Veränderung.

»ihre« Kulturinstitutionen gehen, sind solche Prozesse essenziell. Wie nehmen Sie diese Stimmungen und Atmosphären in Bezug auf den Gasteig wahr?

Was die Politik betrifft, habe ich sehr deutlich dieses unermüdete Ringen um Konsens, um Mehrheit und darum, wofür wir stehen können, erlebt. Und da gilt das Gleiche wie vorhin: Man muss die Politiker, die Stadträte ernst nehmen. Wir haben für den großen Sanierungsbeschluss wirklich mit jedem Einzelnen geredet und unsere Idee vermittelt. Was die Bürger betrifft, würde ich es so formulieren: Der Gasteig ist ein »hidden champion«. Er funktioniert, wir haben bis zu 10 000 Besucher jeden Tag hier, aber niemand schreibt oder redet über den Gasteig. Wenn, dann wird er eher schlechtgemacht: schlechte Akustik, irgendwie verstaubt, dieser Backstein, was soll das. Deswegen haben wir die Aufgabe, für den Gasteig zu werben und zu zeigen, was hier alles passiert, was das Einzigartige ist. **An welchem Punkt stehen Sie da in der Diskussion mit den einzelnen Partnern, also mit Stadtbibliothek, Volkshochschule,**

Münchner Philharmonikern und Hochschule für Musik und Theater?

So viel kann ich sagen: Wir können den Gasteig nur zum Strahlen bringen, wenn wir gemeinsam auftreten, die verschiedenen Angebote verschränken und dadurch etwas Neues schaffen. Wir sitzen eben nicht an verschiedenen Standorten, sondern an einem Ort. Das ist der Riesenvorteil, nirgendwo sonst gibt es diese Konstellation. Deswegen wird das wirklich Neue am sanierten Gasteig auch eine große Plattform für Kulturvermittlung sein – zurzeit reden wir von 900 Quadratmetern, das kann aber mehr werden. Auf dieser Plattform sollen jeweils mindestens zwei Institutionen oder mehr an Projekten zusammenarbeiten. So, dass ganz neue Formate entstehen, die nur wir bieten können.

Welchen inhaltlichen Einfluss nehmen Sie als Geschäftsführer und eben nicht Intendant auf diesen Prozess der Profilierung des Gasteig?

Ich bin Hausmeister und Vermieter, das ist meine Hauptrolle. Und ich sehe mich als Impulsgeber, um die Gemeinsamkeit noch mehr nach außen zu tragen. Was bereits passiert, bei Veranstaltungen wie »Tanz den Gasteig«, »Der Gasteig brummt« oder beim Faust-Festival. Natürlich war ich Intendant des Kammerorchesters in Stuttgart, ich bin Sänger, ich habe also ein Gefühl für Kunst und Kultur und bin deshalb vielleicht ein ebenbürtiger Gesprächspartner über die Inhalte. Aber ich habe genug zu tun, ich muss nicht das Programm machen. Mir macht es Spaß, Veränderungen zu gestalten. So theoretisch es klingt, aber ein Nutzerbedarfsprogramm zu erstellen ist so ähnlich, wie eine Oper zu inszenieren. Da gibt es genauso Protagonisten oder Rollen, und das zu einem guten Ergebnis zu bringen, ist genauso kreativ. **Trotzdem haben Sie klare Ziele formuliert.**

Ich habe – zusammen mit den Mitarbeitern – fünf Begriffe geprägt, als ich hier angefangen habe. »Selbstbewusst«, »offen«, »vernetzt«, »überraschend« und »modern«. Denn mir ist aufgefallen, dass der Gasteig nicht selbstbewusst genug aufgetreten ist. Offen meint, dass wir für alle da sind und dass wir eine niedrige Schwelle haben, anders als die Oper zum Beispiel. Wir sind aber auch offen für Veränderungen und für neue Impulse, nach innen und außen. Vernetzen ist ein Hobby von mir, das kann ich gar nicht lassen, und ich denke, das ist unsere Zukunft. Wir sitzen nicht mehr in unseren Silos oder in unserem Fürstentum.

In diesem Sinne begreifen Sie die kommenden Baustellen als Chance und Gestaltungsräume. Inwieweit sind diese Gestaltungsräume konkret verortet, also welche unterschiedlichen Potenziale sehen Sie für Sendling und für die Innenstadt?

Mein Lieblingsgedicht ist »Stufen« von Hermann Hesse: » Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, / Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben«. Das ist so! Jede Veränderung gibt einen Impuls zur Weiterentwicklung als Mensch und in der Arbeit. Was Sendling betrifft, ist es so toll, dass wir jetzt die Künstler dort mit dabei haben, denn der Gasteig wird dadurch anders werden. Wir haben dort ganz neue Kooperationsmöglichkeiten, ganz andere Begegnungen mit bildenden Künstlern vor Ort, mit anderen Kreativen und Handwerkern. Da ist ein ganz anderer Kontext, durch den sich der Gasteig weiterentwickeln wird. Aber wir haben zum Beispiel auch jetzt schon eine kleine Kooperative in den Gasteig genommen, »Interaktiv«, das Münchner Netzwerk Medienkompetenz. Sie starten bei uns »Pixel«, einen Raum für Medien, Kultur und Partizipation. Dort sind ganz viele verschiedene kleine Vereine, Kooperativen, Stiftungen, die im Bereich Medienpädagogik im weitesten Sinne arbeiten. Und die ganz anders arbeiten als wir. Das wird uns schon in der Zeit bis zur Sanierung befruchten. Genau darum geht es, so etwas zuzulassen, einen offenen Raum zu schaffen, wo der Bürger kommt und macht, was er will. Wo wir nur fragen, was brauchst du?

Wie passt sich das Faust-Festival in dieses Konzept ein?

Das Faust-Festival ist aus einem Zufall heraus entstanden. Roger Diederer, der Leiter der Kunsthalle München, erzählte mir, dass er eine Faust-Ausstellung plant und dass er Kulturinstitutionen dazu einladen will, so etwas wie ein langes Faust-Wochenende zu gestalten. Beim ersten Treffen dazu waren bereits über hundert Leute da. Roger Diederer und sein Team wurden geradezu überrollt von diesem Interesse, und da habe ich das Angebot der Zusammenarbeit gemacht. Ich habe die Kulturmanagerin Anna Kleeblatt als Projektleiterin dazu geholt, wir haben uns zu dritt getroffen, dann unsere Mitarbeiter dazu genommen. Und es sind immer mehr geworden. Inzwischen sind wir bei über 200 Kulturinstitutionen bzw. Künstlern in München und bei über 500 Veranstaltungen über fünf Monate hinweg.

Steckt darin nicht auch die Gefahr der Beliebigkeit oder das Abdriften in das Prinzip »Quantität statt Qualität«?

Das sind berechnete Bedenken. Es gibt für ein Festival den Ansatz zu kuratieren, also auszuwählen. Es gibt aber auch den Ansatz, eben nicht vorwegzunehmen, was gut und was schlecht ist. Wir haben letzteren Ansatz gewählt, auch weil dadurch viele kleinere Institutionen die Möglichkeit haben, sich an einem Festival zu beteiligen.

Es gibt in der Münchner Kulturlandschaft also einen Hunger nach Vernetzung?

Das hat sich so schnell entwickelt, dass wir selbst überrascht waren. Und wir haben eigentlich nur versucht, das irgendwie zu kanalisieren. Wir haben uns nicht eingemischt, sondern eher eine Art Suche-Biete-Börse angeboten. Viele wollten was



Max Wagner im Gespräch mit Stephanie Metzger | © Ralf Dombrowski

machen, hatten aber keinen Raum. Andererseits gab es viele interessierte Institutionen, nicht nur Kulturinstitutionen: Hotels, der Einzelhandel ... Das Ganze ist wie eine Grassroots-Bewegung, so muss man das sehen.

Was wäre für Sie am Ende ein Erfolg des Festivals?

Ich glaube, es ist jetzt schon ein Erfolg, denn dieser Prozess ist Teil des Festivals. Dass diese Grenzen fallen zwischen Hochkultur und Subkultur, staatlich und städtisch, freier Szene und Institutionen. Man spricht einfach von Kulturschaffenden zu Kulturschaffenden, auch von Nicht-Kulturschaffenden zu Kulturschaffenden. Und genau deswegen entspricht mir dieses

Festival auch so, sich öffnen und zeigen, wie reich unsere Stadt an Kultur, aber auch an Menschen ist, die hier etwas bewegen wollen. Das soll auch über München hinausstrahlen, wir wollen München mehr als Kulturstadt etablieren. München von außen ist »Oktoberfest«. Auch okay, aber wir sind eine der reichsten Städte an Kultur in Europa, das weiß bloß niemand. Ähnlich wie beim Gasteig. Und da werde ich einfach bei meinem Ehrgeiz gepackt. Denn es ist einfach Wahnsinn, was wir hier schaffen. ||

INTERVIEW: STEPHANIE METZGER

MAX WAGNER

1969 in München geboren, studierte er Jura in München und Paris und anschließend Gesang in Dresden und Mainz. Nach dem Referendariat in München arbeitete er als Rechtsanwalt und Sänger. Von 2005 bis 2011 war er Geschäftsführender Intendant des Stuttgarter Kammerorchesters und von November 2012 bis Ende 2015 Geschäftsführender Direktor des Staatstheaters am Gärtnerplatz in München. Während dieser Zeit entdeckte er seine Leidenschaft für Baustellen. Im März 2016 bezog Max Wagner als Stellvertretender Geschäftsführer sein Büro im Gasteig. Seit März 2017 leitet er das Kulturzentrum als Geschäftsführer. Außerdem engagiert sich Max Wagner unter anderem in der International Society for the Performing Arts (ISPA), wo er seit Januar 2018 Mitglied des Vorstands ist.

Die Gasteig-Sanierung – ein Überblick

1985 wurde an der Rosenheimer Straße nach mehrjähriger Bautätigkeit das Kulturzentrum Gasteig eröffnet, in dem bis heute die Münchner Stadtbibliothek, die Münchner Volkshochschule, die Münchner Philharmoniker, das Richard-Strauss-Konservatorium beziehungsweise später die Hochschule für Musik und Theater sowie zahlreiche Proben- und Veranstaltungsräume untergebracht sind. 2001 beschloss der Münchner Stadtrat eine Sanierung insbesondere der Kommunikations- und Sicherheitstechnik. 2002 wurden vom Stadtrat weitere Sanierungen verabschiedet, darunter eine Erneuerung der Gastronomie, der Energiezentrale, die Sanierung des Fuß- und Radwegs und der Treppe aufgrund von Absenkungen im Gelände sowie die Sanierung des Glasdachs in der Glashalle.

Ab 2009 warb Gasteig-Geschäftsführerin Brigitte von Welser, die Vorgängerin von Max Wagner, für einen »Masterplan«, der fällige Sanierungsmaßnahmen für die folgenden zehn Jahre bündeln sollte. Dieser Masterplan wurde fortlaufend weiterentwickelt und mit zahlreichen Studien unterfüttert, so zum Beispiel zur Akustik in der Philharmonie und im Carl-Orff-Saal, zur Gebäudestatik, zur Ladezone in der Kellerstraße und notwendigen Neuerungen in der Stadtbibliothek. Der Masterplan für eine umfassende Generalsanierung kam jedoch nicht zum Tragen, dafür ersatzweise ab 2011 diverse Dringlichkeitspläne für nicht aufschiebende Maßnahmen unter anderem beim Gasteig-Dach, der Restaurantküche sowie der Tiefgarage.

2015 beschloss die neue rot-schwarze große Koalition im Rathaus, die Gasteig-Sanierung anzupacken. Der Stadtrat beauftragte die Gasteig München GmbH, ein Nutzerbedarfsprogramm



Viele Büros machen sich derzeit Gedanken über das künftige Erscheinungsbild des Gasteig. Einer der schönsten Entwürfe außer Konkurrenz stammt von den Münchnern Gerstmeir inić
© gerstmeir inić architekten BDA Partnerschaft mbB

für den zukünftigen Gasteig in Zusammenarbeit mit allen Nutzern zu erstellen und Interimsspielstätten zu prüfen. Das Baureferat wurde parallel beauftragt, den Gebäudebestand zu untersuchen.

Im April 2017 folgte dann der entscheidende Beschluss zur Generalsanierung. Der Stadtrat entschied mit großer Mehrheit, auf der Basis des Nutzerbedarfsprogramms einen Architektenwettbewerb zur Gasteig-Sanierung auszuschreiben. Abgabetermin für die Vorschläge in diesem nicht offenen Realisierungswettbewerb ist der 1. März 2018. Voraussichtlich am 17./18. Mai 2018 wird das Preisgericht tagen und der Gewinner bekannt gegeben, der dann mit der Vorplanung beauftragt werden wird. Über diese Vorplanung wird dann noch einmal im Stadtrat entschieden.

Während der Gasteig ab Ende 2020 voraussichtlich fünf Jahre lang nicht nur technisch saniert wird, sondern auch ein neues Außenbild bekommen soll, ziehen die Gasteig-Institute Stadtbibliothek, Volkshochschule, Musikhochschule sowie Münchner Philharmoniker nach Sendling auf ein Gelände, das bei den dortigen etwa 90 Nutzern »HP8« (Hans-Preißinger-Str. 8) heißt. Dieser Beschluss wurde vom Stadtrat im Januar 2018 gefasst. Auf dem HP8 werden zwischen einer denkmalgeschützten ehemaligen Trafohalle und mehreren Industriebauten diverse Modulbauten und ein Interimskonzertsaal errichtet. Die meisten der bisherigen HP8-Mieter, vor allem Kreative und Handwerker, sollen auf dem Areal der Stadtwerke München bleiben. Ein Miteinander von gewachsenen Strukturen und neuen Kulturangeboten soll gewährleistet sein. || red

Anzeige

Neue Abos jetzt!

21. Februar 18, 20 Uhr
Daedalus Quartet (Prokofjew, Lerdahl, Beethoven)

22. Februar 18, 20 Uhr
Shalosh (Jazz)

08. März 18, 20 Uhr (Einführung 19.30 Uhr)
Peer Gynt, Ibsen (Theater a.d. Ruhr)

BÜRGERHAUS
PULLACH

Heilmannstr. 2, 82049 Pullach i. Isartal
Tel. 089 744 752-0; www.buergerhaus-pullach.de



Abb. Peer Gynt, Foto Schmitz

Sehnsucht nach der designfreien Zone?

FRANK KALTENBACH

65 000 Besucher konnte die Munich Creative Business Week 2017 verzeichnen. Und auch dieses Jahr werden in den neun Tagen rund 200 Veranstaltungen mit 250 Partnern an 100 verschiedenen Orten stattfinden. Wie gehabt macht Tocame, der führende Branchentreff der Kommunikationsdesigner, den Auftakt mit allen Protagonisten, die Rang und Namen haben. Nur einer wird fehlen: Michael Keller. Der Vordenker der dramatischen Inszenierung von Weltmarken und Markenwelten für Munich Re, Audi, VW oder Siemens wird an diesem Samstag in eigener Mission und nicht in der Landeshauptstadt unterwegs sein. »Ich hätte jeden nur denkbaren Raum in München für unser Projekt haben können. Aber mir war es wichtig, dass die Leute selbst aktiv werden, um dort hinzukommen.« Wo sich andere bemühen, Schwellen zur so genannten Hochkultur abzubauen, spricht Keller von den »Schätzen des Suchens«, von Aktivierungsschwellen, die die Erlebnistiefe verstärken, wie beim Schlangestehen vor der angesagten Disco oder einer gehypten Ausstellung. Sein Workshop »Neue Räume für die Kunst« findet in den bis heute unvollendeten Räumen von Herrenchiemsee statt.

Einzigartig oder austauschbar?

Im Gegensatz zum prunkvollen Spiegelsaal zeugen diese nicht von der Pracht, sondern mit ihren unverputzten Backsteinwänden von den letztendlich leeren Kassen des Kini. Als Mitglieder der International Patrons hatten Keller und die Kuratorin Corinna Thierolf vor fünf Jahren anlässlich des 80. Geburtstags von Herzog Franz von Bayern überlegt, wie man unterschiedliche Bedürfnisse zum Wohle der Kunst zusammenbringen könnte: »Uns war es eine Herzensangelegenheit, Kunst einer möglichst breiten Öffentlichkeit zu zeigen. Die Pinakothek der Moderne war damals wegen eines Bauschadens geschlossen und konnte die 6000 Gemälde in ihren Kellern nirgends präsentieren. So entstand die Idee, allen Bedenken zum Trotz, für drei Monate eine Ausstellung lebender Künstler auf Herrenchiemsee auszurichten. In Anspielung auf den Herzog, der ja der direkte Nachfahr des letzten Bayerischen Königs Ludwig III. ist, nannten wir das ganze »Königsklasse.« Die vergleichsweise spontane Aktion hatte durchaus einen kulturpolitischen Hintergrund, so Keller: »Richtig gute Kunst kann sich heute fast kein öffentliches Museum mehr leisten. Andererseits gleichen sich die hochkarätigen internationalen Sammlungen immer mehr an. Egal, in welchen Kulturtempel auf der Welt wir gehen, wir treffen überall die gleichen Klassiker vor weißen Wänden in perfekten Museen internationaler Architekten an. Das ist nicht authentisch.



Zum siebten Mal versucht die Designwoche MCBW den Anspruch Münchens als Design-Hauptstadt der Republik zu bestätigen. Nach Jahren sich ständig steigender Superlative klingt beim Veranstalter und einigen Teilnehmern das Bedürfnis nach einer Verschnaufpause durch. Wie geht man mit dem alltäglichen Design-Overkill als Macher um?

tisch. Glauben Sie, dass Andy Warhol in seiner Factory klinisch weiß gestrichene Wände hatte? Nein, die waren aus Backstein, wie die unvollendeten Räume in Herrenchiemsee.« Das Konzept, vorwiegend lebende Künstler auszustellen, die eigens für den speziellen Ort neue Werke schaffen, zeigte Erfolg. 140 000 Besucher zählte die Königsklasse, die seither jährlich in veränderter Form wiederholt wird.

Brieftauben statt Computer

Bis heute versucht Keller sich dem Mainstream zu entziehen, der Aufgeregtheit und Bewegung, die er selbst fanatisch mit seinen artifizialen Raumwelten erzeugt: Er hat bis heute keinen eigenen Computer, kommuniziert mit Brieftauben, wie er scherzhaft betont und war durch keine noch so geistreiche Typographie so gerührt wie durch einen Brief seines Künstlerfreunds Wolfgang Laib zu Weihnachten, in dem sich nichts als ein leeres Blatt befand. Trifft Keller mit dem neuen Format der Königsklasse den Nerv der gesamten Gesellschaft, die Sehnsucht nach der designfreien Zone, ohne Bildschirme und Werbebotschaften, ohne mörderisch kurze Innovationszyklen? Suchen wir heute statt der dauerdiskutierten Mobilität nicht viel mehr nach Entschleunigung, ja Zeitlosigkeit, nach Splendid Isolation? »Erst wenn man sieht, wie Wolfgang Laib drei Monate lang in einem Blumenfeld sitzt, versteht man, um was es ihm wirklich geht: Seine Kunst ist kein Produkt aus Blütenstaub, sie drückt eine Lebenseinstellung aus, Teil einer Wiese zu sein. Wie bei Otl Aicher, dem Gestalter der Olympischen Spiele 1972: Er hat immer gesagt, Gestaltung ist Haltung. Das zählt heute mehr denn je.«

Neue Räume schaffen

Immer wieder bringt Keller sein Lieblingsthema der zwei Gehirnhälften ins Spiel: Die linke ist für Logik, Sprachen und Mathematik, die rechte benutzen wir für Intuition. Das entspricht der Dualität der MCBW. Erstmals haben die Organisatoren das fast unüberschaubare Programm entsprechend der Zielgruppen in zwei Blöcke unterteilt, außerdem wollte man endlich vermitteln, welche Inhalte hinter der kryptischen Abkürzung der Munich Creative Business Week stehen: Der Bereich »Create Business!« ist für die Professionals gedacht, die »Designschau! Transformationen« für das designaffine Publikum. Auf ein übergeordnetes Motto haben die Veranstalter dieses Jahr verzichtet. Dreh- und Angelpunkt ist erneut das MCBW Forum am Deutschen Museum. In der ganzen Stadt öffnen Designakteure ihre Türen. Eine Führung durchs Werkviertel erläutert das Umfeld des künftigen neuen Konzertsaals mit anschließendem Besuch dort ansässiger Agenturen und Designstores. Die Partnerschaft mit einem Gastland ist heuer nicht zustande gekommen, im kleineren Rahmen kann man Design aus Ungarn in der Galerie Loft im Tal kennenlernen. Die Partnerregion Miesbach lockt erneut mit Veranstaltungen zu regionalem handwerksbezogenem Design an den Tegernsee. Ein roter Faden ist die gesellschaftspolitische Relevanz von Design für die Metropolregionen der Zukunft. Die Smart City wird mit unterschiedlichen Schwerpunkten in transdisziplinären Symposien diskutiert: »Kreapolis« nennt Boris Kochan, Präsident des Deutschen Design Tags, den von ihm moderierten Design-talk. Unter dem Titel »abgefahren« diskutiert Julia Hinderink von Schnitzer& Gegenwart und Zukunft der Mobilität. Bei der Konferenz Architecture Matters von plan A treffen Architekten wie Reinier de Graaf von OMA auf den Philosophen Julian Nida-Rümelin und Investoren des Luxus-Immobilienmarkts.

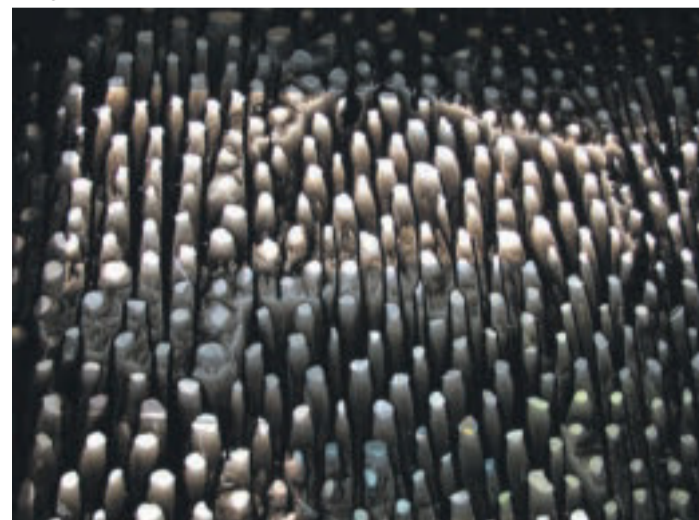
Wer sich nicht ins Design-Getümmel stürzen will, kann sich dem Thema auch auf dem heimischen Sofa widmen, mit dem Buch »Neue Allianzen«, das Elisabeth Hartung auf der MCBW vorstellen wird. Sie ist überzeugt, dass die Herausforderungen der Zukunft nur durch unkonventionelle, disziplinüberschreitende Zusammenarbeit zu meistern sein werden. In Interviews mit Vertretern aus Kunst, Architektur, Soziologie und Wissenschaft versucht sie einen Ausblick auf die Gestaltung der nächsten 20 Jahre. Wie sagt doch Michael Keller: »Die Politik schaut den Transformationen unserer Welt momentan nur tatenlos zu. Wir als Gestalter müssen uns endlich selbst neue Räume schaffen. Es ist eine gute Zeit dafür.« ||

oben: Die unvollendeten Räume von Schloss Herrenchiemsee eignen sich nicht nur als Sparringpartner für zeitgenössische Kunst, sondern können unendlich weitergedacht werden

unten: Michael Keller ist einer der erfolgreichsten deutschen Gestalter. Vor sieben Jahren gründete er sein neues Büro Blackspace mit 60 Mitarbeitern im Kunstareal München. Bei der MCBW leitet er im Rahmen der »Dialoge« den Workshop »Neue Räume für die Kunst«
© Blackspace (2)



Anzeige



Doppelpass I
Markus Bacher und Wilhelm Scheruebl
'Samen, die in den Morgen drängen'
23. Februar 2018 bis 14. April 2018

Galerie der DG
Finkenstraße 4 | 80333 München
0049 89 282548 | www.dg-galerie.de

DG

MCBW MUNICH CREATIVE BUSINESS WEEK
verschiedene Orte | 3. – 11. März | www.mcbw.de

BLACKSPACE: NEUE RÄUME FÜR DIE KUNST
Schloss Herrenchiemsee | 3. März, 14–17 Uhr | Workshop

Auf Entdeckungsreise



Die IHM bietet überraschende und faszinierende Einblicke in Gegenwart und Zukunft des Handwerks. Ein Blick zurück nach vorn.

FLORIAN HUFNAGL

Stünde die Internationale Handwerksmesse München, wie sie alljährlich Anfang März stattfindet, auf dem festen Besuchsprogramm unserer touristischen Gäste aus Japan, China und Korea, würden Tausende von IHM-Selfies Jahr für Jahr den pazifischen Raum erreichen! Denn um Unbekanntes, Ungewohntes, Neues und Ideenreiches zu entdecken, das man so anderswo nicht finden kann, dafür ist diese Messe prädestiniert – und dies seit 1949. Handwerk eben, und nicht Industrie, obwohl oder gerade weil auch hier die Globalisierung längst Einzug gehalten hat und der Absatzmarkt inzwischen ebenfalls weltweit geworden ist.

Dass – entgegen der landläufigen Meinung – Innovationen im Handwerk wie selbstverständlich zu finden sind, kommt nicht von ungefähr. Schließlich sind die Handwerker zumeist eigenständige Unternehmer, und ihre Chance auf dem Markt liegt in der Nische, die die Industrie nicht vergleichbar passgenau und kostengünstig beliefern kann. Daher das Überraschende, stets wiederkehrende Neue und perfekt Gearbeitete. Das gilt für die Technik ebenso wie für das tradierte (Kunst-)Handwerk.

1949, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde zum ersten Mal seit 1927 wieder eine Handwerksmesse in München durchgeführt, mit durchschlagendem Erfolg, auch weil sie für jedermann und seine Entdeckungslust offen stand. Im Fokus stand beileibe nicht nur bayerisches Handwerk, sondern der Horizont war international. Auch »exotisches« Handwerk, etwa aus dem Libanon, wurde gezeigt. Politisch war die IHM von

Beginn an hoch angesiedelt: 1950 besuchte der Bundespräsident, Theodor Heuss, erstmals die Messe, und 1951 schrieb Bundeskanzler Konrad Adenauer das Vorwort zum Katalog. Handwerk – zumal in Bayern – war stets nicht nur ein wirtschaftlicher, sondern immer auch ein politischer Faktor. Aber von Beginn an eben auch ein kultureller!

Bereits die erste Handwerksmesse hatte in der Person des Architekten Robert Poverlein (1883 Regensburg – 1968 München) einen eigenen künstlerischen Berater, der für die hohe Qualität der gezeigten Produkte verantwortlich war. Poverlein – neben Robert Vorhoefer, Mitinitiator der fortschrittlichen sogenannten Postbauschule zwischen 1920 und 1934, von den Nazis entlassen – wurde nach 1945 Ministerialrat im Kultusministerium. Da er gleichzeitig Vorsitzender des Kunstgewerbevereins war, besaß er Überblick über das handwerkliche Geschehen und konnte die Spitzenleistungen des Handwerks auf der Messe zeigen. Diese Funktion nimmt die Galerie Handwerk der Handwerkskammer für München und Oberbayern seit 1970 mit der

»Exempla« wahr – in eben derselben beeindruckenden Qualität, sodass Besucher aus der ganzen Welt eigens wegen dieser Sonderschau des Handwerks nach München reisen.

Wie in der Kunst oder Architektur bei den Biennalen steht jede »Exempla« unter einem bestimmtem Motto,

um die Vielfalt der Erscheinungsformen und ihre geistigen Ansätze aufzeigen zu können, und wird von Fachleuten kuratiert. Das berühmteste Beispiel für eine Sonderschau neben der »Exempla« ist sicherlich die 1959 von Herbert Hofmann begründete, ebenfalls kuratierte Schmuckschau – die älteste Ausstellung für zeitgenössischen Schmuck, zu der alljährlich abertausende Menschen aus der ganzen Welt anreisen und über die anschließend noch das ganze Jahr in Zeitschriften und Internetforen berichtet wird.

Die Liste der Preisträger des seit Abbeginn auf der Messe vergebenen Bayerischen Staatspreises sowie des 1973 für den Schmuck gestifteten Herbert-Hofmann-Preises liest sich wie ein Who's Who des internationalen Handwerks in seinen absoluten Spitzenleistungen. Und die gezeigten Produkte finden sich kurze Zeit danach auf der 5th Avenue in New York, in den Bauten eines Pritzker-Preisträgers oder in den großen Museen der Welt wieder.

Welch einmalige Chance, schon vorher seine eigenen, persönlichen Entdeckungen direkt auf der Handwerksmesse zu machen. Nutzen wir sie! ||

Prof. Dr. Florian Hufnagl ist Kunstwissenschaftler und war seit 1980 Kustos, von 1990 bis 2014 Direktor der Neuen Sammlung, des ältesten und größten Designmuseums der Welt.

li. oben: **Anfänge – die Kataloge der ersten Handwerksmesse 1949 und der Deutschen Handwerksmesse München 1951**
© Katalog IHM

re. oben: **Anja Lapatsch und Annika Unger: Vase aus der Serie »Forgotten Collection/ Second Edition«** | selbst entwickeltes thermoplastisches Komposit aus Schellack und Bambuskohle, mit Matrizen in Form gepresst, thermisch verbunden; 16,5x12,5x12,5 cm
© Anja Lapatsch und Annika Unger

Mitte: **Modefetisch und Blickfang – Lisa Walker: »Fischli & Weiss Armband«** | Schuhe | 2016
© Lisa Walker

unten: **Otto Künzli: »OK Komainu II«** | Brosche
© Otto Künzli und VG Bild-Kunst, Bonn

HANDWERK & DESIGN

Internationale Handwerksmesse, Halle B1 | Messegelände München | **7.–13. März** | Mi–Di 9.30–18 Uhr
zu den Sonderschauen gibt es spezielle Kataloge | www.ihm-handwerk-design.com

SONDERSCHAU »EXEMPLA«

Das Thema lautet diesmal – mit Bezug auf das Europäische Kulturerbejahr 2018 – »Handwerk und das kulturelle Erbe«. Die besonderen Spitzenleistungen, die auf dieser großen Sonderschau präsentiert werden, reichen von exemplarischen Beispielen der Denkmalpflege bis zum Erhalt handwerklicher Techniken und der Bewahrung immateriellen kulturellen Erbes – von der Aachener Dombauhütte über eine Reetdachdeckerei und den französischen Bäckermeister Xavier Bitter aus Erfurt bis zur japanischen Papierkunst.

SONDERSCHAU »TALENTE«

Die Altersgrenze liegt bei 33 Jahren, und teilnehmen kann man nur einmal: Aus 30 Ländern kommen die präsentierten 110 jungen Gestalter, wie etwa Bosnien-Herzegowina, der Ukraine, dem Iran, Taiwan und den Philippinen. Fantasievolle und innovative Arbeiten aus einem breiten Spektrum von Gewerken – von Keramik, Glas, Metall über Möbel und Textilien bis zum Schmuck – loten die Grenzen der Materialien und traditionellen Fertigungsweisen aus, erproben neue Techniken, mischen Medien oder finden eine neue Optik und Ästhetik. Im Fokus stehen dabei einerseits die Tradition, andererseits Nachhaltigkeit, Flexibilität der Nutzung sowie die Reflexion der Wahrnehmung und des Gebrauchs. Seien es eine »Wanderbox 2.0« (ein komplettes Wohnmodul aus Buchenholz) von Stefean Prattes, ultraschallgeschweißte Taschen aus Thermovlies von Denise Benzing oder in Form gepresste Vasen aus Schellack und Bambuskohle von Anja Lapatsch und Annika Unger: Jeder Gebrauchsgegenstand, jedes Objekt ist ein besonderes Stück.

SONDERSCHAU »SCHMUCK«

Dieses Jahr wählte Hans Stofer (ehemals Professor am Royal College of Art in London, aktuell Leiter der Schmuckklasse an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle) aus über

900 Bewerbungen 56 Künstler aus 21 Ländern.

Am 10. März, 17 Uhr, werden die mit dem Herbert-Hofmann-Preis Ausgezeichneten gefeiert.

Als »Klassiker der Moderne« wird diesmal ein Münchner geehrt und in einer Retrospektive präsentiert, nämlich der Schweizer Otto Künzli, der an der Akademie der Bildenden Künste in München von 1991 bis 2014 den Lehrstuhl für Goldschmiedekunst innehatte und die Klasse für Schmuck und Gerät leitete. Als innovativer Querdenker, kluger Konzeptualist und Materialforscher prägte der Künstler Künzli den zeitgenössischen Autorenschmuck weltweit. Unter dem Motto »Frame« sind diesmal neun internationale Galerien zu Gast.

Hier noch drei Tipps zu den zahlreichen Ausstellungen und Sonderveranstaltungen rund um die »Schmuck« in ganz München, in Galerien, Museen und Ateliers. Einen Schmuck-Stadtplan aller Präsentationen und Events gibt es auf der Messe sowie im Netz unter www.ihm-handwerk-design.com. || red

RUDOLF BOTT, SILBERSCHMIED – HERBERT SCHULTES, INDUSTRIEDESIGNER

Bayerische Akademie der Schönen Künste | Max-Joseph-Platz 3 | **2.–28. März** | Di–Fr sowie 3./4. 3., 11–16 Uhr | **6. März**, 19 Uhr: Thomas Schriefers spricht über Handwerk und Industriedesign | **8. März**, 19 Uhr: Nils Moormann spricht mit Rudolf Bott und Herbert Schultes | www.badsk.de

MARIKO KUSUMOTO – »FIBER WORLD«

Micheko Galerie | Theresienstr. 18 | **7.–17. März** | Eröffnung: **6. März**, 16–21 Uhr | **9. März**, 15–16 Uhr, Künstlergespräch mit Mariko Kusumoto | geöffnet: 7.–10. 3. 11–19 Uhr, 12. 3. 11–15 Uhr, 14.–16. 3. 14–19 Uhr | 17. 3. 11–15 Uhr | www.micheko.com

BETHUPFERL

Klasse für Schmuck und Gerät der Akademie der Bildenden Künste München | Akademiestr. 2–4 | **6.–13. März** | 22–24 Uhr
www.bethupferl.net



Anzeige

KALLMANN-MUSEUM
ISMANING

What is Love?

NÄHE, BEGHEREN
UND BEZIEHUNGEN

10.2.18 – 13.5.18

KALLMANN-MUSEUM
ISMANING

www.kallmann-museum.de
Cornelius Völker · Lippen · 2005
© VG Bild-Kunst, Bonn 2018

ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

BONGCHULL SHIN

The Weight of the Shadow

Galerie Tanit | Maximilianstr. 45 | bis 10. März
Di bis Fr 11–18.30, Sa 11–14 Uhr

Das Medium Glas hat eine lange Tradition. Bis vor wenigen Jahren wurde Glaskunst vor allem dem angewandten Bereich zugeordnet. Zunehmend jedoch entdecken Künstlerinnen und Künstler die Vielseitigkeit des Werkstoffs und nutzen die unterschiedlichen Techniken für ihre künstlerische Arbeit. Einer der inzwischen bekanntesten jungen Münchner Glaskünstler ist der Koreaner Bongchull Shin (*1981). Mit den drei Komponenten Farbe, Transparenz und Licht treibt er ein verblüffendes Spiel mit den optischen Erscheinungen.

Kleinformatische Glasplatten, die zu geometrischen Objekten übereinandergeschichtet, mittels pigmentfarbtem Kleber fixiert und aufwendig per Hand geschliffen sind, wandeln



Detail aus einer Installationsansicht aus der Ausstellung Bongchull Shin, »The Weight of the Shadow«, Galerie Tanit, 2018 | © Bongchull Shin

ihre Erscheinung je nach wechselndem Licht und Standort des Betrachters von transparent über gestreift bis hin zu leuchtend monochrom. Die durch künstliche Beleuchtung oder Tageslicht reflektierten Farben und Formen verbreiten sich über die Wand und strahlen in den umgebenden Raum aus. Die Zusammenstellung der Farben der jeweiligen Wandinstallationen lehnt Bongchull Shin häufig an die Komposition expressionistischer Gemälde oder auch an eigene Fotografien an. Den Gegenpol zu diesen geometrischen, von der Kunst des Minimalismus abgeleiteten Kuben- und Streifenarbeiten bildet die Serie »broken glass«. Poetische und existenzielle Aphorismen sind in spitzkantige Schriftzüge aus grünen Glasscherben umgesetzt. »NOW AND HERE« ist da etwas zu lesen oder »ICH HABE DIE LIEBE VERGESSEN«. Anders als bei

empfindlichen Papier- oder Leinwandarbeiten ist das Südlicht willkommen, das durch große Scheiben in die Galerie fällt und die Räume in ein schillerndes Farbspektrum hüllt. Etliche der Arbeiten sind in der Glaswerkstatt von Thierry Boissel an der Münchner Kunstakademie entstanden. Denn Bongchull Shin hat in München studiert und in der Klasse von Professor Prangenberg/Karstieß 2017 seinen Diplomabschluss gemacht. Zuvor hatte er bereits ein Studium der Glaskunst an der Korean National University for Art in Seoul absolviert.

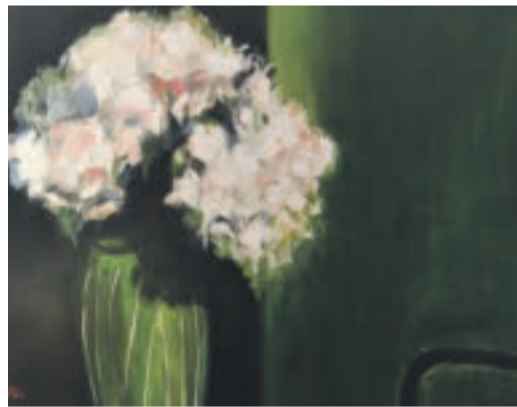
VICTOR KRAUS

romantic warrior

Galerie Michael Heufelder | Gabelsbergerstr. 83 | bis 24. Februar | Mi bis Fr, 14–19, Sa 12–16 Uhr

Victor Kraus ist wohl das, was man gemeinhin einen »Vollblutmaler« nennt. Einer, der sich mit Haut und Haaren der Malerei und ihrer Materie verschrieben hat, einer, der quasi bis zu den Ellenbogen in die Farbe eintaucht, um diese mit der entsprechenden Verve auf die Leinwand zu bringen und in der harmonischen Bildkompositionen zu verarbeiten. Leidenschaftlich, zielgerichtet, professionell und authentisch. Einer, der genau weiß, was er will und was er kann. Mit großartigem Ergebnis, und das seit nunmehr vier Jahrzehnten. So einer ist Victor Kraus.

Der Werdegang ist klassisch: 1954 in Ansbach geboren, studierte er 1977 bis 1982 an der Akademie der Bildenden Künste bei Prof. Sauerbruch. Etliche Stipendien und Preise folgten, ebenso wie Einzelausstellungen in Galerien, Kunstvereinen und Museen von



Victor Kraus: »Werners Vase« | 2014 | 80 x 100 cm, Öl auf Leinwand | © Victor Kraus

1984 bis heute. Anhand seines umfangreichen malerischen Werks lässt sich eine ungewöhnliche Stringenz ablesen, was zeigt, dass er weder Moden noch Fremdeinflüssen folgte, sondern gradlinig seine malerischen Interessen und Vorstellungen weiterentwickelte. Es sind die klassischen Bildmotive der Moderne, die die Folie für seine malerische Auseinandersetzung bilden: Stilleben, Landschaften, Tiere, Figuren, Interieurs. Die Motive erscheinen sekundär, Victor Kraus geht es um Malerei, um die Möglichkeiten, mit Farbe und Form dem Bildgegenstand Ausdruck zu verleihen in der idealen Verbindung von Intuition und Reflexion, von Abbildhaftigkeit und Abstraktion, von Emotion und Ratio. Die Malereien von Victor Kraus verlangen dem Betrachter keine große Anstrengung ab. Sie gefallen, ohne gefällig zu sein. Sie sind in einer Weise klassisch, was die Motive, die Harmonie der kräftigen Farben und die gesamte Bildkomposition betrifft, und dennoch zeitgemäß in Bezug auf die malerische Ausführung. »Ich benutze den Gegenstand als Anlass zu einem Bild und versuche, ihn von seiner Funktion, vom belastenden Zweck zu befreien, um ihn einer anderen Ordnung, vielleicht der der Schönheit, zu unterwerfen«, bemerkt Kraus. »Dies geschieht oft durch starke Reduktion, durch Auflösung des Körperlichen, durch Eliminierung seines Gewichts oder seines Schattens.« In der Ausstellung mit neuen Arbeiten in der Galerie Heufelder sorgen expressive Blumen-Stilleben für ein wenig Frühlingstimmung. Hinreißend ist der Blick über die Dächer von München, selbst wenn er die graue Winterstimmung dieser Tage zu spiegeln scheint, luftig und leicht dagegen das Tableau mit vielen kleinformatischen Aquarellen.



»Joseph Beuys 1971, Capri« | Schwarz-Weiß-Fotografie
Fotograf: Giancarlo Pancaldi, © VG Bild-Kunst, Bonn

JOSEPH BEUYS

Objekte – Zeichnungen – Editionen

Galerie Klüser 1 | Georgenstr. 15 | Di bis Fr 11–18, Sa 11–14 Uhr | Galerie Klüser 2
Türkenstr. 23 | Di bis Fr 14–18, Sa 11–14 Uhr
bis 22. Februar

Beuys. Ein Name wie ein Statement. Ein Name, in dem gesellschaftliche und künstlerische Auseinandersetzungen der 60er bis 80er Jahre kulminieren. Und ein Name, der immer noch zu polarisieren vermag. Mit abnehmender Tendenz, denn mehr als 30 Jahre nach dem Tod des Düsseldorfer Künstlers (*1921 in Krefeld, † 1986 in Düsseldorf) wird dieser längst nicht mehr als provokative künstlerische Urgewalt wahrgenommen, die über die deutsche Nachkriegsgesellschaft fegte, sondern als ein Künstler, dessen Haltung zu Kunst und Gesellschaft sich heute als visionär entpuppt, der wie kein anderer mit seinen Aktionen den Finger in die Wunde(n) der Zeit legte, und der mit seiner Idee von einem erweiterten Kunstbegriff die Kunst und ihr klassisches Selbstverständnis revolutionierte. Den Menschen und Künstler Joseph Beuys so richtig nähergebracht hat uns der klug gemachte Film von Regisseur Andres Veiel aus dem vergangenen Jahr, der ausschließlich auf der Basis geschickt montierter Originaldokumente Beuys als eine zutiefst menschliche, sensible wie geniale Ausnahmeerscheinung erleben lässt. Vor dem Hintergrund dieses allumfassenden Porträts sieht man das Werk, die Objekte, Zeichnungen und Editionen des Künstlers mit neuem Blick, und man erkennt, wie dieser mit seiner rastlosen künstlerischen Energie ein so enorm umfangreiches Werk als Katalysator gesellschaftlicher Veränderungen geschaffen hat, dessen Botschaften von anthropologischer Ganzheit, Freiheit und Kreativität heute aktueller sind denn je.

Zur intensiven Auseinandersetzung bietet sich in München derzeit mehrfach Gelegenheit. Das Lenbachhaus zeigt noch bis 18. März mit rund 200 Arbeiten auf Papier aus der Sammlung des Münchner Verlegers Lothar Schirmer eine umfassende Ausstellung. Die zweite Säule des umfangreichen Münchner Beuys-Konvoluts ist die Galerie Klüser. Bereits in den 70er Jahren begann Bernd Klüser Beuys zu sammeln und begründete gemeinsam mit Jörg Schellmann die Zusammenarbeit mit dem Künstler durch die Herausgabe von Editionen. Die Vermittlung von Beuys-Arbeiten in Ausstellungen und an Museen – unter anderem auch die des Skandal machenden Werks »zeige deine Wunde« an das Lenbachhaus – gehen auf Klüser zurück, der große Beuys-Bestand der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen sind der Privatsamm-

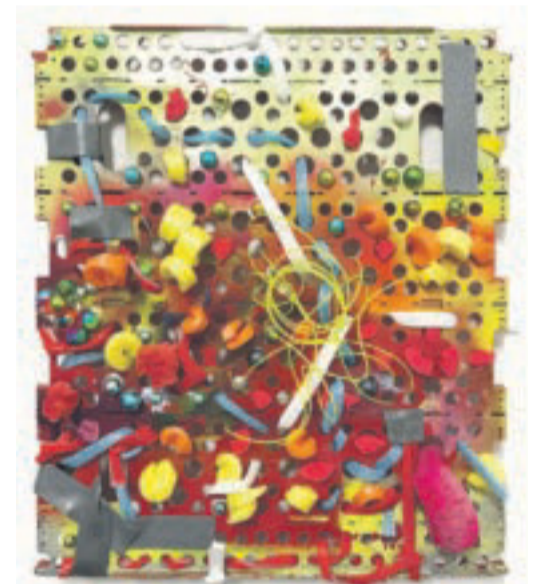
lung und der Galerie Klüser zu verdanken. So ist es naheliegend, dass diese von Beginn an große Nähe zu Beuys den Galeristen veranlasste, mit einer Doppelausstellung von kleineren Objekten, Zeichnungen und Editionen das Jubiläumsgeschäft anlässlich des 40-jährigen Bestehens der Galerie einzuläuten. Es gibt viel Bekanntes und Unbekanntes in allen Preisklassen zu entdecken. Das zeigt noch einmal, dass Joseph Beuys weniger einer elitären Vorstellung von Kunst anhing, sondern Editionen und Multiples aus künstlerischen, soziologischen und ökonomischen Aspekten für sich als geeignete Medien erkannte und in teilweise sehr hohen Auflagen als »Vehikel« zur Verbreitung seiner Ideen produzierte.

ANGELA ENDER

»More Sophistication«. Installation

Galerie Smudajescheck, Kunstraum van Treeck | Schwindstr. 3 | bis 24. Februar
Mi bis Fr 11–18, Sa 11–16 Uhr

Es ist ein kindliches Staunen, das einen beim Betreten der Galerie befällt. Im dichten Gewirr von knallbunten Plastikschläuchen, Isolierbändern, Hüllen, Drähten, Knöpfen und Behältnissen, die zu objektartigen Konstruktionen verwoben sind, müssen sich Auge und Körper erst mal zurechtfinden, sich einen Weg durch das Gewirr bahnen, um die überbordende Materialfülle der Plastiken auf dem Boden und an den Wänden zu erfassen. Die unverblümt zur Schau getragene Freude der Künstlerin Angela Ender (*Ulm 1983) am lustvollen Ausleben der Fantasie bezieht auch gleich die Besucher mit ein, die zum freien Assoziieren angeregt werden: Handelt es sich



Angela Ender: »More Sophistication« | 2018 | 80 x 70 cm
© Angela Ender

hier eher um eine Rakete oder eine Qualle? Stellt das Konstrukt aus der zerfledderten Jalousie eine Palme dar? Was fällt einem zu den beiden Einkaufswagen ein, die mit blauen Plastikbändern verwoben sind? Die Materialassemblagen halten genügend Assoziationen bereit, um sich darin zu verlieren, gesellschaftskritische Aspekte rund um das Thema Konsum und Plastikmüll inklusive. Diese künstlerische Herangehensweise, aus Alltagsgegenständen – Objets trouvés – künstlerische Objekte zu formen, hat Tradition. Quer durch die Kunst des 20. Jahrhunderts ziehen sich die Beispiele fantasievoller Assemblagen, von Picassos spielerischen Objekten angefangen über die Materialschungel von Künstlern wie Jason Rhoades und Thomas Hirschhorn bis hin zu den bunten Installationen aus Alltagsgegenständen von Jessica Stockholder. Solche Arbeiten zeichnen ein künstlerischer Formwille aus, der trotz des Humors, der Fantasie, der chaotischen Opulenz konsequent einem Konzept folgt. Dem gegenüber läuft Angela Ender – ehemals Meisterschülerin bei Urs Lüthi an der Kunsthochschule Kassel und seit 2011 mit Preisen und Stipendien ausgezeichnet – Gefahr, sich in einer Gestaltungslust zu verlieren, die vor allem den größeren Arbeiten etwas Unentschiedenes gibt. In der Dichte der Zusammenstellung im engen Galerieraum geht das kleinere Einzelwerk dann leider in der unübersichtlichen Enge unter. ||

Anzeige

FAIRNESS, NACHHALTIGKEIT, BASISDEMOKRATIE

GEMEINWOHL
ÖKONOMIE Ein Wirtschaftsmodell mit Zukunft

Ulenspiegel Druck

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3 · 82346 Andechs
Telefon 08157/99759-0
mail@ulenspiegeldruck.de
www.ulenspiegeldruck.de

Zerstückelung und Entfaltung, Tod und Heilung: Das Haus der Kunst zeigt in einer großen Retrospektive das Werk von Kiki Smith.

HEIDI FENZL-SCHWAB

Lilith kriecht an der Wand nach oben und blickt glasklar. Der Oberkörper einer gekreuzigten Figur hängt herab, langes Haar verbirgt das in der Höhlung wahrnehmbare Geschlecht von Mann und Frau, während ein anderes Wesen es kopfüber exponiert, auf einem Perleppich. Leiber krümmen sich, das Innerste ist nach außen gekehrt, Organe werden zu Reliquien erhoben, um schließlich verwandelt zu werden in die Ganzheit einer paradiesischen Welt.

»Procession« ist der Titel einer Schau zwischen Wunden und Wunder mit Werken von Kiki Smith im Haus der Kunst. Er zitiert das Spektakel einer Prozession, das Francis Alÿs inszenierte und filmte. Ein Zug setzte sich am 23.6.2002 in Bewegung, der temporäre Umzug von Kunstwerken aus dem MoMa in Manhattan zum MoMA PS 1 wurde zur Prozession. Man trug Repliken von Hauptwerken moderner Kunst wie Duchamps Fahrrad-Rad und Picassos »Demoiselles d'Avignon« durch die Straßen, erhaben über allem thronend eine lebende Ikone: Kiki Smith.

Die Werke der sympatischen Kultfigur ziehen ein in die Räume einer Stadt, der Prozessionen auf ihre Weise vertraut sind. Mit dieser in Europa bisher größten zusammenhängenden Präsentation des Œuvres von Kiki Smith setzt das Haus der Kunst einen weiteren Akzent in der Vorstellung großer weiblicher Künstlerpersönlichkeiten. Man steht noch unter dem Eindruck der »Zellen«, Körperbilder und Erinnerungsräume von Louise Bourgeois, deren Kosmos man hier erleben konnte. Sie ist eine Künstlerin, die Kiki Smith schätzt und mit der Smith inmitten der Werke von Camille Claudel, Jana Sterbak und Berlinde de Bruyckere bildmächtig als Pöppel in der Ausstellung »Les Papesses« 2013 den Papstpalast von Avignon bespielte. Die nun in München gezeigten Werke aus drei Jahrzehnten ihres Schaffens sollen nach der Intention der Kuratorin Petra Giloy-Hirtz am Betrachter vorbeiziehen und sich zu einer »Summa« verbinden, in der die Ideen der schöpferischen Welt von Kiki Smith erkennbar und spürbar werden. Die geradlinige Flucht von fünf Sälen zeigt stille Installationen und Inszenierungen als Stationen, sie verbinden sich aber auch zu Bildern und Erzählungen, zwischen denen sich die Besucher frei orientieren können. Alles ist nahbar, die Kunstobjekte liegen frei am Boden, scheinen sich an den Wänden zu bewegen, offenbaren Welten, deren Teil man beim Nähertreten wird.



Kiki Smith: »Guide« | 2012 | Jacquard-Tapisserie, 287 x 190,5 cm | © Kiki Smith, courtesy of the artist and Barbara Gross Galerie, Munich

tieren können. Alles ist nahbar, die Kunstobjekte liegen frei am Boden, scheinen sich an den Wänden zu bewegen, offenbaren Welten, deren Teil man beim Nähertreten wird.

»... the whole history of the world is in your body«

Kiki Smith wurde 1954 in Nürnberg als Kind der Opernsängerin und Schauspielerin Jane Smith geboren, ihr Vater war der Architekt, Bildhauer und berühmte Wegbereiter der Minimal Art, Tony Smith. Ab 1955 wuchs sie mit ihren Schwestern im Umfeld eines großen Künstlerhauses in New Jersey auf. Sie fertigte für ihren Vater Modelle und berichtet oft, wie sehr sie die Kindheit zwischen formalen Experimenten und katholischer Erfahrung beeinflusste. Bis in die 80er Jahre arbeitete sie in verschiedenen Berufen, ließ sich zur Rettungsanwältin ausbilden, betätigte sich in künstlerischen Kollektiven. Zutiefst prägte sie der Tod des Vaters 1980 und der Schwester Beatrice, die 1988 an Aids starb. Im Fokus von Smiths Œuvre stehen der menschliche Körper, seine Zeugung, Geburt und der Tod, seine Verletzlichkeit im Leben und die Suche nach Heilung.

Bis in die frühen 90er Jahre beschäftigt sich Kiki Smith mit dem viszeralen anatomischen Körper und schafft Skulpturen von verstörender Direktheit. Sie porträtiert innere Organe wie den Magen in kostbarer Zerbrechlichkeit aus Glas, stellt Körperflüssigkeiten in den Betrachter spiegelnden Glaspokalen als »Stundenbuch« aus, formt Haut aus blutrot gefärbtem Gampi-Papier, Rippen aus Terracotta, gießt das Urogenital von Mann und Frau in grün oxydierende Bronze. Es ist kein sezierender Blick, der diesen Objekten zugrunde liegt, sondern die Bewunderung für die Formen, die wir alle teilen. Sie macht Verborgenes sichtbar, schärft aber auch durch den Prozess der Fragmentierung und Desintegration den Blick für das Zerbrochene unserer Existenz im Individuellen und Sozialen: »Our bodies have been broken apart bit by bit and need a lot of healing...«.

Das Drama des Körpers und die Feier des Lebens

Ohne dass ein Bruch entstände, endet diese Werkphase plötzlich, die Künstlerin gestaltet nun den äußeren Körper. Es entstehen lebensgroße Skulpturen, die sich mit Figuren aus dem religiösen, mythologischen und kosmologischen Kontext verbinden. Anfangspunkt dieser expressiven Bildnisse ist eine Marienfigur aus Wachs (»Virgin Mary«, 1992), die den Besucher stark berührt. Aller Attribute und kostbarer Hüllen entkleidet, nackt und bloß bis unter die Haut, steht sie da, umringt von den Exponaten der Organe, die Hände zum Gebet erhoben, den

Das Œuvre von Kiki Smith ist ein dynamischer Prozess, ein Kosmos, der sich ständig aus sich selbst erweitert. Viele Fäden laufen zusammen in immer wieder neuen Synthesen. Hauptwerk der Ausstellung ist eine Serie von Jacquard-Tapisserien, die hier erstmals vollständig präsentiert werden. Die traumhafte Schöpfungsposse verwebt die künstlerische Welt Smiths mit den Bildern und Visionen des größten mittelalterlichen Bildteppichs »Zyklus zur Apokalypse« aus Angers. Ihrer farbigen, polyphonen Schönheit ist ein eigener Raum gewidmet, gruppiert



Kiki Smith: »Born« | 2002 | Bronze, 99,1 x 256,5 x 61 cm | Foto: Ellen Page Wilson, courtesy Pace Gallery, © Kiki Smith, courtesy Pace Gallery

Heiligen Geist herabrufend. Über die Räume hinweg korrespondiert sie mit den gezeichneten Selbstbildnissen von Kiki Smith als Pietà, tote Tiere betauernd, zu ihren Füßen die Skulpturen toter Krähen, die eines Tages nach einer Pestizidvergiftung in New Jersey real vom Himmel fielen.

um zwei Bildwerke der Transition: Selbstbewusst entsteht ein geheilter, glatter Frauenkörper dem Wolf (»Rapture«, 2001), ein anderer wird geboren aus einem Tierwesen (»Born«, 2002). ||

»... it's about celebration of being here in this form now...«

1995 ist für Kiki Smith nach eigenen Berichten das Jahr einer radikalen Wende. Wunden scheinen sich zu schließen, Themen der Natur werden wichtig, das Menschliche vermischt sich mit Wesen der Tierwelt, Märchen wie »Rotkäppchen« und Legenden wie die der Genoveva von Brabant schaffen vielschichtige Denk- und Assoziationsräume, Grenzen werden fließend und durchlässig.

KIKI SMITH: PROCESSION

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 3. Juni | Mo-So 10-20 Uhr, Do bis 22 Uhr | Der schöne Katalog (Prestel, 224 Seiten, 110 Abb.) kostet im HdK 39 Euro | 13. März, 20 Uhr: Kiki Smith's Favorite Poems. Lesung von Sophie von Kessel, Moderation Kuratorin Petra Giloy-Hirtz | 8. März, 19.30 Uhr: Führung am Weltfrauentag zum Thema Feminismus | 29. Mai, 18.30 Uhr: Talks & Tours mit Kuratorin Petra Giloy-Hirtz und der Psychoanalytikerin Jeanette Fischer Weitere Führungen und kulturelle Formate: www.hausderkunst.de

Anzeige



Gasteig
Festivalzentrum
Faust-Festival 2018

Ein Drama, eine Stadt,
hunderte Events
23. Februar – 29. Juli 2018

faustfestival.com
#Faust4all

FAUST

Alle Informationen
zum Festival
finden Sie in der
Faust-Festival
Lounge im Gasteig.

initiiert von:  

Viele Bauprojekte setzen sich über räumliche Voraussetzungen brachial hinweg. Das Münchner Büro zillerplus zeigt in der Architekturgalerie, wie man die Herausforderungen des Baugrunds annehmen kann.



Am Wasser wohnen wollen viele. Was heißt das konkret für Form und Funktion eines Hauses?
© Hartmut Nägele

Im Dialog mit dem Raum

CHRISTIANE PFAU

Zuerst ist immer der Ort da. Zu diesem entwickelt der Architekt im Idealfall eine Haltung. Man könnte das auch »Position« nennen. Wenn diese Haltung definiert ist, lässt sich im Idealfall auch der Bauherr davon überzeugen. Und wenn das Haus dann am jeweiligen Ort steht, spürt der Bewohner, warum er sich in seiner Behausung wohlfühlt: weil Aspekte zusammenpassen, die vorher gar nicht da waren.

Der Standort ist immer das Element, das ein Bauprojekt am meisten beeinflusst. Liegt ein Grundstück am Wasser? Am Hang? In der Innenstadt oder am Stadtrand? Nach Norden oder nach Süden? Im Fokus der Ausstellung »Form Follows Position« stehen nicht realisierte Bauten, sondern »die Magie der bestehenden Orte«, wie es der Münchner Architekt Michael Ziller nennt. Je weniger Baugrund zur Verfügung steht, gibt Ziller zu bedenken, desto mehr Beachtung verdient der vorhandene Raum. Er fragt: Wie kann die Architektur angemessen auf den städteräumlichen Kontext einer über Jahrhunderte gewachsenen Bebauung reagieren? Wo muss sich das Neue unterordnen? Kann eine »städtische Restfläche«, wie es im Verwaltungsdeutsch heißt, ein Ort für die Gemeinschaft werden? Scheinbar unüberwindbare Hindernisse wie wirtschaftliche Interessen oder verwaltungstechnokratische Sturheit können Ansporn für kreative Lösungen sein. Auch wenn man damit regelmäßig gegen die Wand fährt, wie man am jüngst geplatzen Entwurf für den Sattlerplatz sieht, den Muck Petzet

und Mathieu Wellner der Stadt München vorgeschlagen haben.

Beim Wohnungsbau gilt es, die aktuellen Strömungen in der Gesellschaft genau im Blick zu behalten und flexibel mit ihnen umzugehen: »Unsere Gesellschaft ist dem Nomadentum noch immer näher als der Sesshaftigkeit«, meint Ziller. »Wo werden wir zukünftig, vielleicht auch nur temporär, wohnen? Gefordert sind flexible und neue Wohnformen. Flexibilität steht dabei nicht nur für Mehrgenerationenhäuser, sondern bezieht sich auf die Typologie und die Struktur von Raum und auf die Quartiersentwicklung.« Ziller bringt hier den Begriff »vernakuläre Architektur« ins Spiel: Gemeint ist damit eine Bauweise, die historisch gewachsen ist und nicht gezielt von einem Spezialisten entwickelt wurde, die allerdings auch keiner ideellen Ordnung folgt und damit im Kern anarchistische Momente enthält. Man kann an Pfahlbauten oder Stelzenhäuser denken, an die Holzhütten in den Alpen oder auch an Iglus in Eiswüsten. Übertragen auf unsere Gefilde heißt das: hinschauen, was Sinn macht. Sich verabschieden von kurzfristigen Lösungen, deren Instandhaltung mehr Geld verschlingt als abwirft. Gebäude bauen, die in Würde und Schönheit altern dürfen und nicht binnen kurzer Zeit vergammeln. Weg von gebauter Monotonie, stattdessen Projekte, die Leben und Emotionalität in die Architektur bringen. Vor allem in der Stadt, wo mehr Menschen als jemals zuvor sprichwörtlich hausen wollen. »Ein neues Nebeneinander von Arbeiten und Wohnen, Freizeit und Erho-

lung muss bei allen Wohnbauprojekten mitgedacht werden«, betont Ziller. »Zum funktionierenden, menschenfreundlichen Stadtleben gehören hybride Gebäude, Mischnutzungen aus Wohnen und Gewerbe, eine aktive Wahrnehmung öffentlicher Räume und natürlich zukunftsfähige Mobilitätskonzepte.« Ungünstige Grundstückszuschnitte, mittelmäßige Bestandsbauten und wahnwitzige Anforderungen an die Energieeffizienz oder an den Brandschutz können kreative Alternativen freisetzen, mit denen niemand rechnet: Dafür muss man ums Eck denken, Perspektiven wechseln. Die großformatigen Fotografien von Hartmut Nägele zeigen Grundstücke in Hamburg und München, die ebenso beispielhaft wie unspektakulär abbilden, was es heißt, wenn man im Wohnbau als Architekt Position beziehen will: den bestehenden Kontext begreifen und weiterentwickeln. Diesen Dialog mit dem Raum kann man an den entsprechenden Bauplänen des Büros zillerplus ablesen. ||

FORM FOLLOWS POSITION

Architekturgalerie München | Türkenstr. 30, Gartenhaus bis 3. März | Mo bis Fr 9–19 Uhr, Sa 9–18 Uhr | 20. Februar, 19 Uhr: »ZUHAUSE«. Ein Gespräch über das Wohnen mit Fridolin Schley (Schriftsteller), Henning Bandte (Heimatmole Hamburg), Carolin Jost (Künstlerin) und Teresa von Linde (Studentin) | www.architekturgalerie-muenchen.de

Anzeige

Der kluge Leser abonniert. Die kluge Leserin auch.

Lieber heute als morgen. Denn mit einem Abo stärken Sie das Münchner Feuilleton. Und als Abonnent können Sie exklusive Zugaben gewinnen und das Archiv durchforsten.

mehr auf: www.muenchner-feuilleton.de

MF
nachdenken, nicken, kopfschütteln, schmunzeln

Starkes Team



oben: Alen Bottaini | © Ida Zenna
Monica Merlo | © Matthias Wegner

unten li: Gaetano Posterino mit Lisa-Maree Cullum (links) im Studio
unten re: Posterinos »Breathing Spaces« bei der Gala im Kubiz | © Andreas Kullmann (2)

Alen Bottaini und Monica Merlos Tanzschule BMICA und die Posterino Dance Company pflegen in München klassischen Tanz und zeitgenössisches Ballett.

CLEA ALBRECHT

Eine Ballettgala! Leisten können sich einen solchen vorwiegend starbesetzten Reigen in der Regel nur gut subventionierte Staats- und Stadttheater-Ensembles. Was Alen Bottaini nicht schreckt. Man erinnert sich: Staatsballett-Gründerin Konstanze Vernon entdeckte den kraftgeladenen jungen Italiener 1993. Unter ihrem Nachfolger Ivan Liška tanzte er als umjubelter Erster Solist bis 2010 das gesamte Repertoire. Jetzt ist er selber Chef: Seit 2014 leitet er zusammen mit der ehemaligen Gärtnerplatztheater-Tänzerin Monica Merlo die private Münchner Tanzausbildungsstätte BMICA (für: Bottaini Merlo International Centre of Arts) in der Sonnenstraße. Mit Unterricht für die Jungen, offenen Klassen für Erwachsene und einem Programm für professionellen Bühnentanz. Ende Januar präsentierte das Leitungsduo im Kultur- und Bildungszentrum von Unterhaching, kurz: Kubiz, zum dritten Mal die fortgeschrittenen Studenten, geschickt umrahmt von Profigästen. Ein schönes Angebot an interessiertes Publikum, zugleich Inspiration und professioneller Schnupperkurs für den Tanznachwuchs – nebenbei auch die beste Werbung für das Ausbildungszentrum.

Der Abend war wohlthuend ausgewogen zwischen Klassik und Moderne, gleichermaßen zwischen den Auftritten der Studenten und der Gastprofis. Alejandro Virelles vom Bayerischen Staatsballett und drei Solistenpaare – vom portugiesischen Nationalballett, vom San Carlo Theater Neapel und vom Dresdener Semperoper Ballett – sah man in Pas de deux aus den Petipa-Klassikern »Nussknacker«, »Le Corsaire« und »Diana und Acteon«. Wegen Verletzung seiner Partnerin gleich zu Beginn in einem modernen, heftig akrobatischen Geschlechterkampf, bot Alessandro Staiano als pfeil-eleganter Acteon immerhin die Männervariation. Man staunt, wie Bottaini für seine »kleine« Gala Solisten gewinnt, die auch im Münchner Nationaltheater gute Figur machen würden. »Ich habe einige Jahre weltweit gastiert«, gibt Bottaini die Erklärung, »und bin mit den Kollegen und Choreografen aus dieser Zeit, die heute große Ensembles und Theater leiten, noch in enger Verbindung.«

Klassik ist immer erhehend. Dennoch wirkten – zumindest auf dieser kleinen, schlichten Kubiz-Bühne – die drei modernzeitgenössischen Paarbeziehungen stimmiger. Besonders ausdrucksstark: Filipa de Castro mit ihrem Kollegen Carlos Pinillos in dem dramatisch gelungenen und physisch kraftvoll ausgetanzten »Lento for String Quartet« von Vasco Wellenkamp zu Musik von Anton Webern. Mitreißend: Gareth Haw und Alice Mariani in William Forsythes weltberühmtem, riskant spannend aus der Balance kippendem, viril-neoklassischem »In the middle, somewhat elevated« von 1987. Es braucht eine Bottaini-Gala, um hierorts fortgeschriebene Neoklassik und zeitgenössisches Ballett zu erleben. Denn bekanntlich ist Münchens Staatsballettchef Igor Zelensky in puncto Moderne mehr als zurückhaltend.

Die BMICA-Studenten tanzten auf sicherer Spitze und anmutig bis in die ports de tête und épaulements August Bournonvilles »La Sylphide« und – mit dem in kubanischer Schule glänzend geformten Alejandro Virelles als Partner – Petipas »Paquita«. Aber sie bewiesen sich auch in den von BMICA-Hauschoreograf Gaetano Posterino für sie maßgeschneiderten neoklassisch-modernen Stücken. »Bach for One« modelliert der langgliedrige Fabio Sonzogni – ab jetzt in die Posterino Dance Company engagiert – zu einem klaren skulpturalen Solo. »Breathing Spaces« für acht Mädchen (auf Youtube zu finden) entwickelt sich auf einem sanft perkussiven orientalischen Klangstrom zu einem fast meditativ in den Raum hinein atmenden Kontinuum weicher neoklassischer Bewegungen, in die sehr dezent Elemente aus klassischem indischen Tanz eingewebt sind.

Der Italiener Posterino hat schon während und intensiv nach seiner Tänzerkarriere choreografiert: bis heute an die 50 Stücke für seine eigene Company, für diverse freie Gruppen und für Ballettensembles an etablierten Häusern wie dem Theater Augsburg und dem Hessischen Staatstheater, wo er auch noch tanzte. Für Posterino, seit 2015 Wahlmünchner, war der Start hier etwas mühsam, vor allem da er mit seinem fertigen

neoklassisch-modernen Stil eher den Anforderungen eines festen Hauses entspricht. Städtische Förderung jedoch, die er gebrauchen könnte, fließt prinzipiell nur der freien zeitgenössischen Szene zu. Aber mit seiner Devise »nicht aufgeben« stellen sich nun doch Erfolge ein. Dank einer Förderung der Kulturstiftung des Bundes, welche Tanz auch in mittleren und kleinen Städten ermöglichen will, wird seine Company 2018/19 mit Aufführungen und Workshops in der baden-württembergischen Stadt Aalen aktiv sein. Außerdem gastiert Posterino mit seinem 2017 im Münchner HochX gezeigten Abend »Through Pina's Eyes« und »Love me if you can« im Februar und März im Theater an der Rott Eggenfelden. Er choreografierte für das Tanzfilmprojekt »Chronos« des Fernsehregisseurs Frank Bäumer in einer bildmächtigen Salzmine. Gleichfalls für den Tanzfilm-Spot »Entfremdung« von Naira Cavero, der letztes Jahr mit einem Filmpreis der Bayerischen Staatsregierung ausgezeichnet wurde.

Nicht unwesentlich ist für Posterino die Kooperation mit Bottaini und seinen Mitarbeitern, zu denen vorrangig Lisa-Maree Cullum zählt. Cullum, in bester Erinnerung als langjährige, technisch vollendete und charismatische Staatsballett-Primaballerina, ab 2016 die rechte Hand ihres einstigen Kollegen und Ballettpartners Bottaini, steht nebenbei Posterino als choreografische Assistentin zur Seite. Da wächst ein starkes Team zusammen, unterstützt von einem kompetenten engagierten Pädagogenstab. Das BMICA hat zwar nicht die Mittel der Ballettakademie der staatlichen Münchner Musikhochschule, scheint sich jedoch allmählich zu einer Konkurrenz zu entwickeln – was für die Münchner Ballettszene ganz allgemein nur fruchtbar sein kann. Man freut sich schon auf die nächste Gala. ||

**BOTTAINI MERLO INTERNATIONAL CENTRE OF ARTS
POSTERINO & COMPANY**

www.bmica.com | www.gaetanoposterino.net

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG
(haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welser.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun
Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Ralf Dombrowski, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz,
Chris Schinke, Christiane Wechselberger
Online-Redaktion: Matthias Pfeiffer

Autoren dieser Ausgabe Clea Albrecht (ca), Thomas Betz (tb), Hendrik Birus, Ralf Dombrowski (rd), Heide Fenzl-Schwab (hfs), Gisela Fichtl (gf), Sofia Glasl (sog), Petra Hallmayer (ph), Simon Hauck (sih), Klaus Hübner (klh), Florian Hufnagl (fhu), Frank Kaltenbach (fka), Günter Keil (gk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Ingrid Lughofer (ilu), Hannes S. Macher (hsm), Stephanie Metzger (stm), Jürgen Moises (jm), Christiane Pfau (cp), Matthias Pfeiffer (mat), Chris Schinke (cs), Anna Schürmer (asch), Klaus von Seckendorff (kvs), Maximilian Sippenauer (mas), Tim Slagman (tsl), Silvia Stamm (sis), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (diw), Christiane Wechselberger (cw), Florian Welle (fw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000
Das Münchner Feuilleton im Abonnement jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September | Abo-Preis: 25 Euro, Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE59 4306 0967 8237 5358 00, GLS Bank: GENODEM1GLS

Neue Stiefel

Mit Drive und Virtuosität, exzeptionellen Settings und energetischen Sounds will Richard Siegal freies Ensemble Ballet of Difference dem klassischen Tanz neue Themen und eine zeitgenössische, kritische Ästhetik erobern.



Richard Siegal | © Luis Alberto Rodriguez || »BoD«, das Signaturstück der neuen Kompanie | © Ray Demski

Drei Paar Stiefel stehen aufgereiht im Studio des Muffatwerks, ein Paar fehlt. Denn das neue Stück, das Richard Siegal gerade erarbeitet, ist ein Quartett. Arbeitstitel: »Ballet 2.018«. »On body« lautet die Überschrift des Dreierabends, und Siegals freie Kompanie Ballet of Difference zeigt dabei auch wieder »Unitxt«, das der Münchner Tanzpreisträger 2013 für das Bayerische Staatsballett kreierte und für das der renommierte Industriedesigner Konstantin Grcic die Kostüme schuf. Mit im Programm auch das letzte Jahr beim Festival »Dance« uraufgeführte Signaturstück »BoD« mit den aufblasbaren Kostümen der New Yorker Chromat-Label-Chefin Becca McCharen.

Nach welchen Gesichtspunkten ist der Abend programmiert? Wieso zeigen Sie nicht wieder »Pop HD«?

Ja, »Pop HD«, für das Cedar Lake Ballet kreierte, hat großen Anklang gefunden. Für »BoD« habe ich mich entschieden, weil ich es eigens für das und mit dem Ensemble geschaffen habe und das Stück großes Potential hat, noch zu wachsen. Auch war die Arbeit mit der Stylistin Edda Gudmundsdottir und der Kostümdesignerin Becca McCharen für mich sehr spannend. »Unitxt« wiederum ist kompatibler mit anderen Stücken, weil es von seiner Charakteristik her weniger »definiert« ist.

Wie bauen Sie ein Repertoire für Ihre 2017 gegründete Kompanie auf? Mit neuen Stücken? Wie viel Zeit haben sie gemeinsam mit Tänzern zur Verfügung?

Repertoirebildung ist essentiell für eine Kompanie – und für mich überhaupt erst die Möglichkeit, seit ich ein eigenes Ensemble zur Verfügung habe. »Tourfähige« Produktionen – für Bühnenformate von Theatern und Opernhäusern – sind bei

meiner Arbeit mit anderen Kompanien entstanden. »Unitxt« beispielsweise habe ich ans Ballett am Theater Dortmund verkauft. All die Stücke, die ich für München, Göteborg, Marseille oder New York geschaffen habe, repräsentieren mich als Künstler: Nun kann ich meine Arbeiten auf die eigene Kompanie übertragen und Neues für sie entwickeln. Die Kompanie ist ein Vorschlag dafür, was heute »Ballett« bedeuten und in Zukunft sein könnte, und damit kann ich die von mir eingeschlagene Richtung weiter verfolgen.

Was für eine Facette wird das neue Stück diesem Repertoire hinzufügen?

In meiner Arbeit greife ich gerne einen Ansatz, eine Idee aus einem früheren Werk heraus und entwickle das weiter. In dem neuen Stück nun habe ich mich intensiver mit Polyrhythmik beschäftigt: als eine Art sehr artikulierter choreografischer Taktik, wie sie schon am Ende von »BoD« erscheint. Wie lässt sich Polyrhythmik bewusst einsetzen und kontrollieren? Vom Einfachen zum Komplexen und Komplizierten – das ist für uns alle durchaus erschöpfend!

Sie arbeiten mit der Kompanie nun sowohl in München als auch in Köln. Wie sind die Arbeitsbedingungen?

Ich bringe hier in München seit zehn Jahren Arbeiten heraus. Ich habe hier ein Publikum, Freunde, Institutionen, die mich unterstützen, und die Landeshauptstadt, die mich fördert – dieses Jahr noch mit der Optionsförderung. In Köln fangen wir diesbezüglich fast bei Null an: Ich kenne die Stadt nicht, die Stadt wiederum kennt mich nicht, es gibt dort kein Tanzensemble, allerdings eine starke Tanztradition. Es gibt aber auch Unterschiede in anderer Hinsicht: In Köln erhalte ich Förderung von der Landesregierung, und ich kann am Schauspiel

Köln in den Räumen und mit der Technik, den Werkstätten und der Expertise eines Stadttheaters produzieren. Die Muffathalle, bei der ich Choreograph in residence bin, ist demgegenüber eher ein site specific place.

In Köln ist das Ballet of Difference enthusiastisch empfangen worden. Die Liebe zum Tanz ist dort spürbar. Wir stellen nun eine Verbindung dadurch her, dass wir wechselweisesowohl hier als auch dort proben und produzieren. Fünfeinhalb Wochen sind die gemeinsame Zeit, die die zwölf Tänzer und ich diesmal zur Verfügung haben. Im Februar arbeiten wir in Köln weiter und »On Body« hat dort am 22. Februar Premiere.

Was fehlt noch – für die Zukunft?

Wovon ich träume? Das hängt von den Erwartungen ab. Ehrlich gesagt: Meine Karriere hat meine Erwartungen weit und auf vielfältige Weise übertroffen. Ich kam als Tänzer nach Europa, arbeitete 7 Jahre mit William Forsythe, konnte mit meiner Arbeitsplattform The Bakery, zusammen mit Musikern, Computerkünstlern, Architekten, Technologieexperten und Designern, eigene Stücke realisieren, habe für wunderbare Ensembles choreografiert – und jetzt mache ich die Erfahrung eines eigenen Ensembles aus herausragenden Tänzern, einer eigenen touring company, der Arbeit in einer Gruppe mit Zukunft. Das Best-Case-Szenario also ist: Wir machen weiter. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

RICHARD SIEGAL / BALLET OF DIFFERENCE: ON BODY
Muffathalle | Zellstr. 4 | 1.–3. März | 20 Uhr | Tickets:
www.muffatwerk.de, 089 54818181

Anna Konjetzky lotet mit »about a session« die Grenzen der Intimität aus.

SABINE LEUCHT

»Let's talk about sex!« wäre ein passender Titel für den Abend. Er heißt aber »about a session« – und das passt auch. Mit dem »about« betont die Münchner Choreografin Anna Konjetzky die Metaebene, auf der die Tänzer Sahra Huby, Quindell Orton, Maxwell McCarthy und Victor Perez Armero sich hier selbst dann befinden, wenn sie eigentlich sehr konkret über ihre sexuellen Vorlieben sprechen oder anzüglich ihre Hintern ausfahren: Das Reden über persönliche Lieblings-»Stellungen« und die prinzipiellen Begehrlichkeiten, die ein Tänzerkörper auslöst, hat René Liebert auf einen großen Screen verbannt, auf dem ein Sex-Talker nach dem anderen auftaucht und den Mund bewegt, aber immer nur einer zu hören ist. Die live performten zunehmend (auto-)erotischen »Moyes« kommentiert eine künstlich klingende Stimme auf Englisch aus dem Off, die jede Menge Wissen über die »asses«, »tits« und »tight nipples« der Tänzer besitzt und die Aufmerksamkeit des Zuschauers auch auf Unsichtbares wie die sich ausbreitende Nässe unter den Achseln eines Performers oder das Sich-Öffnen von Schamlippen richtet, wenn eine Tänzerin die Beine spreizt. Das sexualisierte Sehen ist also früh gesetzt, die Wahrnehmung aber stets medial vermittelt.

Schließlich ruft McCarthy den Referenzrahmen einer Orgie auf, die die Fantasie der Teilnehmer entfesseln soll, aber ihre Hände bindet. Berühren nicht erlaubt! Was wiederum genau der Situation entspricht, in der sich hier die Zuschauer befinden, die auf einer einen Gutteil der Kammer 2 ausfüllenden Matratzenlandschaft schuhlos relaxen und von den Performern lockend



umkreist werden. Zugleich Teil wie Zeuge dieser »session« sehen sie bald, wie deren Regeln übertreten werden, wenn in einer Art Art Hasch-mich mit unsichtbaren Barrieren jede noch so banale Berührung mit einem artifiziellen Aufstöhnen quittiert wird. Das wirkt ein wenig albern – und auch die Beschworung der größeren Sexiness des trainierten Körpers bleibt auf halbem Wege zwischen Provokation und ironischer Spitze stecken. Für das punktuelle Penetrieren der Grenze zwischen Zuschauern und Performern aber hat Konjetzky in der Regel ein gutes Gespür. Hier agiert sie nur einmal unnötig plump, wenn die Stimme die Zuschauer dazu animiert, sich selbst zu stimulieren und ihnen klar macht, wie geil sie die Tänzer finden.

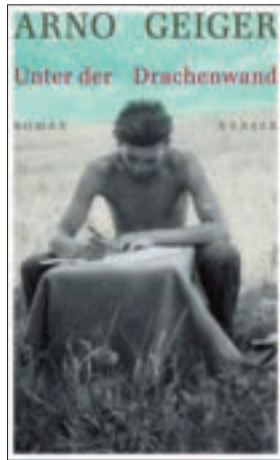
Wenn McCarthy auf Tuchfühlung mit dem Publikum wieder und wieder eine Bewegungsfolge exerziert, die ihm, wie er sagt, stets zuverlässig einen Ständer beschert, wenn Hubys mit Kontaktmikrofonen bestückter Körper wie aufgezogen den Boden rammelt (wobei man jede Vibration und jeden Aufprall

Schuhlos relaxen und Tänzerkörper geil finden

Live und on screen:
Maxwell McCarthy, Victor
Perez Armero, Sahra Huby,
Quindell Orton in »about a
session« | © Gabriela Neeb

hört) und Orton ihre ellenlangen Beine brutal in den Spagat haut (und das Mikro unter anderem ein irritierendes Schmatzen vermeldet), nimmt mit der Brachialität auch der Formalisierungs- und Abstrahierungsgrad zu. Und das ist klug. Gut, mitunter wird der Voyeur in einem so penetrant gekitzelt, dass sich eine Verweigerungshaltung einstellt. Und auch intellektuell und gender-theoretisch ist der Abend nicht so avanciert, wie er es mit Videoeinblendungen von Judith Butler vorgibt zu sein, deren Gesicht man abwechselnd mit dem Konterfei Pamela Andersons und Körperteilen der Performer auf mehreren kleinen Screens sehen kann – fragmentierte Bilder, hart gegeneinander geschnitten wie die den Film begleitende Sound-Collage aus Diskurs- und Bekenntnisbrocken: »from behind«, »conceptualize the body«, ein Stöhnen, ein Klatschen, viel suggerierte Bedeutung. Kann man machen. Was sich zuvor zwischen allen live anwesenden Körpern ereignet hat, war jedoch ungleich stärker. ||

Normalität als Sehnsuchtsvision



PETRA HALLMAYER

Er hat genug von Helden- und Vaterlandsparen, von zerfetzten Leichen und Todesangst. »Ich bin raus«, erklärt er, »der Krieg muss ab sofort ohne mich stattfinden.« In Arno Geigers neuem Roman, den er nun im Literaturhaus vorstellt, zieht sich der in der Ukraine verwundete Wehrmachtssoldat Veit Kolbe ins Salzkammergut nach Mondsee zurück. Der Krieg aber holt ihn ein in Form von Panikattacken, die er mit der legalen Droge Pervitin, der einst massenhaft verabreichten deutschen »Wunderpille«, nieder kämpft.

»Unter der Drachenwand« versetzt uns mitten hinein ins Jahr 1944. Der 1968 geborene österreichische Schriftsteller fächert keine Familiengeschichte auf wie in seinem preisgekrönten Roman »Es geht uns gut«. Der Blick der Nachgeborenen wird ausgeblendet. In tagebuchartigen Notizen versucht er sich die Sprache und Wahrnehmung eines 24-jährigen Soldaten anzueignen, und das gelingt ihm erstaunlich überzeugend, wenn gleich er manch eine der von Schrägstrichen rhythmisierten Passagen poetisiert. Geiger, der in »Der alte König in seinem Exil« so schmerzlich schonungslos und berührend liebevoll von der Demenzerkrankung seines Vaters erzählte, erweist sich erneut als ungemein einfühlsamer Autor.

In Mondsee kommt Kolbe bei einer garstig bösen regimehörigen Quartiersfrau unter. Er trifft eine Lehrerin und ihre via Kinderlandverschickung hier gelandete Mädchenklasse, freundet sich mit einem orchideenzüchtenden »Brasilianer« an, der sich von dem »Räuber- und Kriegskontinent« fortträumt in ein südamerikanisches Fantasia und seine Abscheu vor H. – wie Hitler genannt wird – in zitatreifen Sentenzen bekundet. Er lernt »die Reichsdeutsche« Margot kennen und lieben.

Nein, wir sehen keine von Faschismus und Krieg unberührte Idylle. »Feindliche Flieger« jagen über den Himmel, der Ort schmückt sich für den Führergeburtstag. Dennoch entsteht etwas wie Alltag. Im mörderischen Wahnsinn des NS-Regimes, das verdeutlicht Geiger eindringlich, wird Normalität, ein unbedrohtes kleines Leben zur größten Sehnsuchtsvision. Aber muss der Erzähler wirklich jeden Wetterumschwung und häuslichen Handgriff in seiner oft umständlichen trockenen Berichtssprache auflisten? Nach dem packenden Einstieg macht dies die Lektüre zwischendurch zäh.

Unvermittelt schalten sich weitere Stimmen ein in eingeschobenen Briefen des 16-jährigen Kurt an seine Cousine, der wie viele seiner Generation noch in einen verlorenen Krieg gehetzt wird, von Margots Mutter, die den Bombenhorror in Darmstadt schildert, und des Juden Oskar Meyer, der nach Budapest flieht und 1945 auf dem Transport ins KZ Mauthausen ermordet wird, wie uns Geigers »Nachbemerkungen« zu den Figuren verraten, die die dokumentarische Anmutung des Romans verstärken.

Doch die suggerierte Authentizität ist natürlich Fiktion. Er dirigiert unsere Gefühle und Sympathien, und die scheinbar so unverfälschte Sprache des kriegstraumatisierten Soldaten weist irritierende Brüche auf: Während dieser in scharfsichtig geschliffenen Sätzen die »in albraumhaften Geometrie-Sequenzen, in wie unreal anmutender Leni-

Arno Geiger versetzt sich in seinem neuen Roman in einen 24-jährigen deutschen Soldaten im Jahr 1944.

Riefenstahl-Choreografie« marschierenden Schulmädchen beschreibt, betrachtet er den Lauf der Geschichte (»Wo kam sie her, wo ging sie hin?«) in treuherzig schlichten Anmerkungen wie eine undurchschaubare Schicksalsmacht.

Die kleinen Leute, an deren Leben im Mahlwerk einer finsternen Zeit uns Geiger mit großer Empathie teilhaben lässt, sind anständige Menschen, auch wenn sie einst dem Führer zugejubelt hatten wie Veit Kolbe. Um »den Brasilianer« zu retten, erschießt dieser schließlich sogar seinen Onkel. Und wenn er später bekennt, er sei in der Ukraine so sehr mit dem eigenen Überleben beschäftigt gewesen, dass er sich gedacht hatte »Was gehen mich die Juden an?«, dann kann man ihm das nicht mehr richtig übel nehmen. Arno

Geiger gehört zu jenen Gegenwartsautoren, deren Blick zurück frei ist vom Furor der Anklage. Vielmehr versucht er zu verstehen. Dabei spart er die Kriegsverbrechen nicht aus und zeigt keineswegs bloß vorübergehend verführte Opfer. Da ist die hitlertreue Quartiersfrau, da sind die mit Durchhaltephrasen vom Endsieg faselnden Väter. Allein die Nazis treten nur als Nebenfiguren auf. Ihre Stimme fehlt in Geigers Erzählerreigen, und das ist mehr als eine zu vernachlässigende Leerstelle. So bleibt am Ende seines beeindruckenden, von vielen Kritikern hymnisch gefeierten Romans ein großes Unbehagen zurück. ||

ARNO GEIGER:
UNTER DER DRACHENWAND
Hanser, 2018 | 480 Seiten | 19,99 Euro

AUTORENLESUNG ARNO GEIGER
22. Februar | Moderation Katharina Teutsch
Literaturhaus, Saal, Salvatorplatz 1 | 20 Uhr
(Foyer-Bar ab 19 Uhr)

LYRIK

Wenn der Wintermorgen dunkelt still,
Schaut dein kaltes Fenster unverhüllt
Streng aus wie ein eingefasstes Bild:

Grün der Efeu leuchtend außerhalb,
Unterm Eis-Glas stehen wie gemalt
Stille Bäume da im Futteral –

Vor den Winden allen klar beschützt
Und bei allem Elend doch gestützt
Durch das Astgewirr verflochten jetzt.

Dieses Halblicht, das allmählich strahlt ...
Vor dem Rahmen zittert – seidig matt –
Noch ein letztes, allerletztes Blatt.

OSSIP MANDELSTAM

© Wallstein Verlag | mit freundlicher Genehmigung

Paul Celan hat Gedichte von Ossip Mandelstam ins Deutsche übertragen, auch Rainer Kirsch, Richard Pietraß und andere. Im deutschsprachigen Raum verwurzelt freilich hat ihn der Schweizer Übersetzer und Autor Ralph Dutli mit der 10-bändigen Gesamtausgabe, die 1985–2000 beim Ammann Verlag in Zürich erschien und aktuell bei S. Fischer greifbar ist, und der Herausgabe schöner Sammelbände sowie Essays über den russischen Dichter.

Mandelstam wurde 1891 in Warschau geboren, zählte ab 1911 mit Anna Achmatowa zu den bedeutenden Akmeisten, der Gruppe einer dezidierten, klaren Moderne. Ein satirisches Epigramm auf Stalin führte 1934 zur Verbannung. 1938 zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt, starb er am 27. Dezember 1938 in einem Transitlager bei Wladiwostok. Seine Gedichte wurden von seiner Frau, Nadeschda Mandelstam, auswendig gelernt, bewahrt und später von Helfern in die USA geschmuggelt. In Dutlis aufwändiger und großartiger Übersetzung des Gesamtwerks fehlten die frühen Jugendgedichte. Nun hat er sie aus der Schublade gezogen und 40 Texte für sich selbst und die Leser neu entdeckt.

Nach einem Paris-Aufenthalt 1907/08 – wo er die moderne Poesie rezipierte – studierte Mandelstam im Wintersemester 1909/10 in Heidelberg, denn in St. Petersburg wurden jüdische Studienanwärter diskriminiert, seine Noten reichten für die 3-Prozent-Quote nicht aus. In Heidelberg gab es eine russische Kolonie, und dort war auch antizaristische revolutionäre Literatur greifbar. Der 18-jährige »Israelit«, wie er sich für Philologie und Kunstgeschichte ins Studienbuch einträgt, war aber im Herzen schon ganz Dichter. Den biografischen Spuren geht Dutli in seiner Einleitung nach, zeichnet ein differenziertes Bild von Mandelstams Interessen und Produktionen, seiner Lektüren und Kommunikationspartner – und, am Ende des Bandes, der »deutschen« Kontexte auch in seinem späteren Œuvre. Dutli übersetzt genau, lyrischer Schmelz in der deutschen Übertragung ist nicht sein Interesse, auch wenn er für ein Gedicht über die abendliche Brandung des Meeres etwa klangkräftige Verse findet. Die instruktiven Kommentare zu jedem Gedicht erläutern Vokabular und Bildsprache im Kontext, Mandelstams poetisches Gespräch mit anderen Stimmen und Tönen. || tb

RALPH DUTLI: MANDELSTAM, HEIDELBERG. GEDICHTE UND BRIEFE 1909–1910
Russisch-Deutsch | Wallstein, 2015
192 Seiten | 19,90 Euro

EIN ABEND FÜR OSSIP MANDELSTAM
14. Februar | mit Ralph Dutli | **Lyrik-Kabinett**, Amalienstr. 83a | 19 Uhr | Eintritt 8 Euro, erm. 6 Euro

Anzeige

MKO

12. MÜNCHENER AIDS-KONZERT

20. FEBRUAR 2018, PRINZREGENTENTHEATER, 20 UHR
MÜNCHENER KAMMERORCHESTER
VALERIY SOKOLOV, ANNA LUCIA RICHTER
ANTOINETTE TAMESTIT, GERHARD OPPITZ
CLEMENS SCHULDIT

Der gesamte Erlös des Konzerts kommt der Münchner Aids-Hilfe zugute.
www.mjko.eu

ECT
Landeshaushalt München
Kulturreferat
bezirk oberbayern
BR KLASSIK

KLAUS HÜBNER

Seit mindestens 220 Millionen Jahren gibt es Schildkröten auf dieser Welt. Sie sind langsam und weich, doch ihr harter Panzer schützt sie weitgehend vor Feinden, und deshalb können sie alt werden. Sehr alt. Bis zu 200 Jahre, auf jeden Fall 160, heißt es. Dass Schildkröten als Soldaten missbraucht werden, hat man allerdings noch nie gehört. Zoltán Kertész, von dessen Schicksal Melinda Nadj Abonjis jüngster Roman berichtet, ist weich, zart und langsam. Einen Panzer hat er nicht. Dem Militär kann er nicht entkommen. Zoltán wird keine 22 Jahre alt – »Ein Kind unserer Zeit«, wie es im Text heißt, unter Hinweis auf den letzten Roman Ödön von Horváths, der 1937 abgeschlossen wurde und mit den Sätzen beginnt: »Ich bin Soldat. Und ich bin gerne Soldat.«

Seit dem Roman »Tauben fliegen auf«, der 2010 sowohl mit dem Deutschen als auch mit dem Schweizer Buchpreis ausgezeichnet wurde, ist die 1968 in Bečej in der Vojvodina geborene Zürcher Schriftstellerin und Musikerin Melinda Nadj Abonji eine feste Größe im deutschsprachigen Literaturbetrieb. Ihr jüngstes Buch, ein bitterer und ergreifender Aufschrei gegen Krieg und Gewalt, erzählt die Geschichte eines für alles Militärische vollkommen ungeeigneten, Pflanzen, Tiere und Kreuzworträtsel liebenden sanftmütigen Tagträumers. »Wem gehören wir? Dem Staat? Gott? Den Eltern? Der Luft? Uns selbst? Dem Tod?« Das ist die zentrale Frage, die dieser sprachlich-literarisch avancierte, hochpoetische und hochreflektierte Roman aufwirft. Wie er das tut, ist bemerkenswert.

Zoltán, genannt Zoli, war der Cousin der Ich-Erzählerin Hanna, die sich, nachdem sie von seinem Ende erfahren hat, von der einigermaßen sicheren Schweiz aus auf den Weg ins nördliche Serbien macht: »Dastehen, vor dem Grab eines Menschen, der jung gestorben ist, vor seiner Zeit, und damit sagt man, dass es eine andere Zeit hätte geben können«. Warum es dazu nicht kommen konnte, erzählt Zoltán selbst, und Hanna

Einen Panzer hatte er nicht

Ein hochliterarischer Aufschrei
gegen den Krieg.

erzählt es anders – jedes Romankapitel erhält damit eine doppelte Perspektive, und genau das macht den Reiz dieses Textes aus. Bereits im alles andere als liebevollen Elternhaus fing das Sterben dieses sanftmütigen Jünglings an, beim Militär ging es verschärft weiter. »In Zrenjanin war ich Soldat, sie haben mich geholt, sie haben mich mit Stiefelfüßen geholt, nachts ...« Das Militär braucht junge Männer, deren Individualität komplett ausgelöscht werden muss. Man schreibt das Jahr 1991, der Angriff auf Vukovar steht bevor, und Zoltáns Kamerad Jenő sagt: »... gegenseitiges Abmurksen, das ist der Schlachtplan!« Befehle, Schikanen, Drohungen, Unterwerfung und Angst bestimmen den Alltag. Von »Fahnenfurcht« gebeutel, bricht Zoli zusammen, ausgerechnet »auf einer Brücke«. Brücken verbinden? Ach was! Arrest und Prügel folgen. Der »Medikamenten-Cocktail« im Militärkrankenhaus gibt dem armen Kerl den Rest. Zoltán stirbt, sein Land ebenfalls: »Jugoslawien, das Land, in dem du geboren und aufgewachsen bist, existiert nicht mehr.« Wie es dazu kam und wie viel Leid und Unglück damit verbunden war, führt »Schildkrötensoldat« eindrücklich und eindrucksvoll vor Augen. Kritik? In einigen wenigen Passagen kommt Melinda Nadj Abonji nicht ganz ohne Jugoslawien-Verklärung aus. Die kann man teilen, oder auch nicht. Dennoch wird man begeistert sein von dieser traurig-schönen Geschichte – und von ihrer anspruchsvollen ästhetischen Gestaltung. Lesenswert. ||

MELINDA NADJ ABONJI: SCHILDKRÖTENSOLDAT
Suhrkamp, 2017 | 173 Seiten | 20 Euro

AUTORENLEUNG

Seidvilla, Nikolaiplatz 1b | 22. Februar | 19.30 Uhr | Reservierung unter 089 1290677 oder tukan-kreis@beck.de

Gespräch über Mauern hinweg

Mit dem Schlimmsten rechnen und fröhlich sein:
Joy und Günther Weisenborn erschrieben sich 1942–1945 im Gefängnis
mit ihren Briefen ein privates Leben.

THOMAS BETZ

Die Anklage gegen Günther Weisenborn lautete »Vorbereitung zum Hochverrat in Tateinheit mit Feindbegünstigung«. Der Staatsanwalt forderte am Reichskriegsgericht die Todesstrafe. Auch die Frau des Schriftstellers war in der großen Verhaftungswelle der Gestapo gegen die Widerstandsgruppe »Rote Kapelle« im September 1942 festgenommen worden. Von den 76 Angeklagten wurden über 50 Männer und Frauen zum Tod verurteilt. Margarete Weisenborn, von ihrem Mann Joy genannt, steckte 200 Tage in einer engen, kalten Einzelzelle. »Fünf Schritte vor, fünf Schritte her, das ist das Einzige, was ich tun kann« – denn die gesundheitlich angeschlagene Sängerin wollte sich fit halten –, bis ihr schwindlig wurde, bis sie die Schuhe ramponierte. Ihre junge Ehe lebten beide nur in Form von Briefen, Kassibern, seltenen Treffen in der Besuchszelle, mit der Zusendung von Liedern oder Fotos, in Joys Tagebuch. »Liebe in Zeiten des Hochverrats«, eine Publikation des Instituts für Zeitgeschichte, sammelt diese Dokumente und rahmt sie mit instruktiven Darstellungen von Hans Woller zur Geschichte des Ehepaars Weisenborn und der Widerstandsgruppe sowie zur Nachgeschichte im Kalten Krieg.

»Mein Herzensjoyken, min Söting, mein Schätzlein!«, schrieb Güther aus seiner Einzelzelle im Untersuchungsgefängnis der Gestapo-Zentrale. »Zum ersten Mal seit 6 Wochen darf ich Dir wieder schreiben und freu mich schon seit Tagen

drauf. Deine herrlichen, tapferen Briefe haben mir über manch schwere Stunde weggeholfen. Sie sind wunderbar, so frisch und herzenswarm, ich werde sie mein Leben lang in Ehren halten.«

Die vielen rhetorisch gesteigerten und wiederholten Liebesbekundungen und privaten Beschwörungen ist man als Leser nicht gewohnt; man lernt aber, zwischen die Zeilen zu blicken – auch die Briefzensur und Schreibverbote einzurechnen – und die Hoffnung, die Gefahr, die Selbstversicherungen, Zukunftsfantasien und den ermutigenden Zuspruch dieser Gespräche über Mauern hinweg ein wenig mitzuempfinden.

Kennengelernt hatte sich das Paar im Zentrum der »Verschwörung« gegen den NS-Staat, denn Joy war Untermieterin bei dem Luftwaffenoffizier Harro und seiner Frau Libertas Schulze-Boysen, die mit Ministerialrat Arvid Harnack den Widerstand organisierten. Und Weisenborn, der einen Roman bei Rowohlt sowie Abenteuer geschichten und ein Theaterstück herausbrachte, war seit 1937/38 mit aktiv. Der Dramaturg am Berliner Schillertheater gehörte zum Stammtisch des Künstlerrestaurants von Jonny Rapoport, wie auch Erich Kästner, Horst Lange, Hans Albers und Gustav Knuth. Er war in Deutschland geblieben, wie ihm der Kommunist (und spätere DDR-Kulturminister) Johannes R. Becher geraten hatte – so Weisenborn –, um »Auge und Ohr« zu sein und »dann einen großen Berichtroman zu schreiben«. Joy wurde 1943 entlassen

und hoffte auf ein gemeinsames Leben in Freiheit; Günther war – vielleicht durch Fürsprache der Schauspielerin Camilla Horn, für die er im Gefängnis ein Stück erarbeitete – »nur« zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt worden, und erst am 21. April 1945 befreite ihn die Rote Armee. Weisenborn schrieb danach das erfolgreiche Drama »Die Illegalen« (1946) und sein Erinnerungsbuch »Memorial« (1948). Als er 1953 »Der lautlose Aufstand« herausgab, eine Dokumentation zum deutschen Widerstand, saß er politisch schon zwischen den Stühlen. ||

**JOY UND GÜNTHER WEISENBORN:
LIEBE IN ZEITEN DES HOCHVERRATS. TAGEBÜCHER UND
BRIEFE AUS DEM GEFÄNGNIS 1942–1945**

Hrsg. von Christian Weisenborn, Sebastian Weisenborn und Hans Woller. Unter Mitarbeit von Gabriele Jaroschka und Helga Tuček C.H. Beck, 2017 | 298 Seiten, 32 Abb. | 24,95 Euro | E-Book 19,99 Euro

LESUNG UND VORTRAG

Lesung: Caroline Ebner und Thomas Loibl, Einführung zur »Roten Kapelle« von Hans Woller | 6. März | **NS-Dokumentationszentrum**, Briener Str. 34 | 19 Uhr

Anzeige



VOM REGISSEUR VON »DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER«

DAS SCHWEIGENDE KLASSENZIMMER

THOMAS BETZ

»Inzwischen wünschen wir uns von Erich Kästner einen neuen »Fabian«, schrieb 1946 Alfred Andersch – damals Kästners Assistent bei der »Neuen Zeitung« – in »Der Ruf«, dem Organ der jungen Generation. Einen solchen Zeitroman hat Kästner dann nicht geschrieben. Auch nicht den Bericht über die Jahre des Nationalsozialismus, nach dem Freunde ihn fragten, denn Kästner hatte sein Bleiben in der Diktatur damit begründet, er wollte Augenzeuge sein und darüber berichten können. Was er tat und plante, lässt sich nun studieren: Kästners Notizen zu einem Sittenroman dieser Zeit und sein originales Tagebuch der Jahre 1941, 1943 und 1945.

»Allgemein wird von erfrorenen Kindern gesprochen, die die Mütter zum Zugfenster hinauswerfen mussten. Und während dieses Elends und der überstürzten Improvisationen, die Millionen Menschen treffen, wird andererseits weitermoralisiert und -organisiert, als ob überhaupt nichts wäre.« In einer Zeit verstärkter Bombenangriffe, grotesker Verteidigungsversuche an den näherrückenden Fronten und chaotischer Flüchtlingsströme greift Erich Kästner zu einem Bild aus dem Tierreich. »Wie man ja überhaupt die Fassung und die Geduld der Menschen bestaunen muss. Ameisen können nicht gefasster sein, wenn man mit einem Spazierstock ihren Bau zerstört.« Mit solchen Einträgen beginnt Kästner am 7. Februar 1945 seine Tagebuchnotizen. Er selbst – so hat er sich auch bei der späteren Veröffentlichung »Notabene 1945« gesehen – als »denkende Ameise« unter Millionen anderer, eine »die Tagebuch führte«. Sein letzter Eintrag am 29. Juli endet mit dem Bericht eines ehemaligen KZ-Häftlings, der als Bote eines amerikanischen Offiziers Pralinen vorbeibringt, über schlimmste Gräueltaten in den Lagern. Da führte Kästners sein »Geheimes Kriegstagebuch 1941–1945«, wie es der Untertitel der Neuauflage bezeichnet, nicht mehr geheim – der Krieg war zu Ende. Der Chronist hatte überlebt: als Drehbuchautor eines aus dem zerstörten Berlin nach Tirol abgestellten Ufa-Filmteams in Mayrhofen. Eine seltsame Zwischenzeit, die im Tagebuch gut dokumentiert ist. Produktionsleiter Eberhard Schmidt, Kästners Freund, versuchte nach Kriegsende im Mai 1945 bei den Amerikanern neue Filmaufträge in Geiseltal zu organisieren, und Kästner nahm Kontakte zum neu zu organisierenden Münchner Kulturleben auf. Was folgte, ist bekannt: Er kehrte nicht nach Berlin zurück, konnte auch seine Eltern in Dresden nicht sehen, sondern blieb in München als Kabarettautor und Feuilletonredakteur. Spät erst, nach einer Zeit allgemeinen Beschweigens, – und gleichsam als Vermächtnis seiner Zeugnenschaft und Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus – brachte er 1961 »Notabene 45« heraus, die erweiternde und mit kommentierenden Passagen

Kästner als Chronist

Das »Blaue Buch« von Erich Kästner gibt Einblicke in den Alltag der Kriegsjahre und in die Schreibwerkstatt des Autors.

operierende Bearbeitung seines originalen 1945er-Tagebuchs.

Damals hatte Kästner die leeren Seiten des in blaues Leinen gekleideten Buches als Notizheft mit Entwürfen zu dem Romanprojekt »Die Doppelgänger benutzt, dann den Blindband umgedreht, um in seinem »Kriegstagebuch« in drei Anläufen 1941, 1943 und – umfangreicher – 1945 »wichtige Einzelheiten des Kriegsalltags« aufzuzeichnen, gegen das Vergessen und spätere Umdeutungen. Dann drehte er das Büchlein wieder und sammelte Notizen zu einem Gesellschaftsroman des »Dritten Reichs«, etwa anhand dreier Freunde, eines Malers, eines Universitätsprofessors und eines Schriftstellers. Von einem, »der dableibt, um Chronist zu sein«.

Kästner hatte in Gabelberger Kurzschrift geschrieben und den Notizband zwischen den Büchern seiner Bibliothek versteckt und später bei sich getragen – beides angesichts drohender Razzien und zweier Verhaftungen nicht ungefährlich. Erst in den 90er Jahren, beim Ausräumen der Wohnung im Herzogpark, kam das Buch wieder zum Vorschein. Eine alte, mit Fehlern behaftete Transkription stand Forschern schon vor Kästners 100. Geburtstag zur Verfügung. Die Erstausgabe, in einer neuen Transkription von Herbert Tauer, gaben 2006 Ulrich von Bülow und Silke Becker vom Deutschen Literaturarchiv in Marbach heraus, das auch Kästners Nachlass erworben hatte. Nun ist »Das Blaue Buch« bei Atrium wieder zugänglich. Der Atrium Verlag war 1935 in Zürich gegründet worden, um Kästner Publikationen im Ausland zu ermöglichen. Denn das war ihm, obwohl seine Bücher, »außer »Emil«, in Deutschland verboten waren, gestattet. Lange Zeit galt Atrium eher als Kinderbuchverlag und war in Sachen Kästner Lizenzgeber, hat aber zuletzt wichtige Kästnerpublikationen herausgebracht, verwertet Kästner selbst im Taschenbuch und firmiert nun als »Der Erich Kästner Verlag«.

In den Verschleifungen der Stenographie lassen sich Namen nicht eins zu eins lesen, zum Beispiel war statt Günther Weisenborn »Weisenberg« transkribiert worden. Diese neue Ausgabe unterscheidet sich von der Marbacher Edition durch solche Korrekturen, durch Erweiterungen im Kommentar – den der neue Herausgeber Sven Hanuschek auf den letzten Stand gebracht hat – und vor allem durch die Textdarbietung. Kästners Einträge sind nun direkt in Randspalten kommentiert, man liest gleich, worum es geht oder um welche Person es sich handelt. In seinem Vorwort bietet der Germanist und Kästner-Spezialist Hanuschek eine klug abgewogene Darstellung von Kästners Position und Absichten, seiner literarischen Strategien und Selbststilisierung. Ein disziplinierter Tagebuchschreiber war Kästner nicht, verglichen mit Victor Klemperer und vielen anderen. Doch es lohnt, sich mit seinen Beobachtungen und Einschätzungen zu befassen. ||

ERICH KÄSTNER: DAS BLAUE BUCH. GEHEIMES KRIEGSTAGEBUCH 1941–1945

Hrsg. von Sven Hanuschek in Zusammenarbeit mit Silke Becker und Ulrich von Bülow | Atrium Verlag, 2018 | 404 Seiten | 32 Euro

BUCHVORSTELLUNG

Lesung mit Thomas Loibl, Einführung und Kommentare von Sven Hanuschek, Moderation: Karolina Kühn | **21. Februar Literaturhaus, Saal** | 20 Uhr (Foyer-Bar ab 19 Uhr)

Ein Wolf ist der Mensch dem Menschen

Gusel Jachinas eindringlicher Roman über das Schicksal einer jungen tatarischen Bäuerin und ihre Deportation in ein sibirisches Arbeitslager.

GISELA FICHTL

Die russische Autorin und Filmemacherin Gusel Jachina hat in ihrem bewegenden Debütroman das Schicksal der eigenen Großmutter literarisch verarbeitet. Suleika ist eine junge Tatarin, die von ihrem gewalttätigen Ehemann wie eine Sklavin gehalten und von dessen Mutter gequält und ausgenutzt wird. Suleika nimmt alles hin. Sie ist einem jahrhundertealt anmutenden Aberglauben verhaftet und lebt mit ihren Geistern. In diese Welt platzt die Ideologie der stalinistischen Sowjetunion. Die Schilderung, was dieser Bruch für Suleika bedeutet, ist eine der großen Stärken dieses Romans.

Im Zuge der »Entkulakisierung« wird auch der Hof ihres Mannes zwangskollektiviert. Als der sich wehrt, wird er kurzerhand erschossen. Suleika muss sich dem Deportationszug nach

Sibirien anschließen. Gerade 30 von den 800 Deportierten überleben die monatelange Reise in die sibirische Taiga. Auch dort geht es vor allem ums Überleben in einer unerbittlichen Natur, in der sich die ausgehungerte, erschöpfte Gruppe selbst erst einen Unterschlupf bauen und nach Wegen suchen muss, kurz vor dem Winter noch an ausreichend Nahrungsmittel zu gelangen.

15 Jahre begleiten wir Suleika im Lager. Die Perspektive des Erzählens wechselt zwischen der Suleikas und des Lagerkommandanten. Auch wenn die Darstellung im Lager bisweilen allzu abenteuerhafte Züge annimmt, sind die Geschehnisse historisch präzise und psychologisch nachvollziehbar erzählt. Suleika wird auf ihrem gnadenlos grausamen Weg gezwungen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Aus der abergläubi-

schen, naiven Frau, die sich in ihr Schicksal fügt, machen ausgerechnet Gewalt, Hunger und menschenverachtender Zynismus eine selbstbewusste Persönlichkeit. An dem begeistertsten Rotarmisten und Mörder ihres Mannes hinterlassen die Ereignisse ebenfalls Spuren, auch sein Leben verläuft nicht ohne tief greifende Brüche. Es ist ein Roman über eine untergegangene Welt und zugleich über die Komplexität von Schuld und die selten klar verlaufende Linie zwischen Opfer und Täter. ||

GUSEL JACHINA: SULEIKA ÖFFNET DIE AUGEN

Aus dem Russischen von Helmut Ettinger | Aufbau, 2017 | 542 Seiten | 22,95 Euro



Anzeige

Ein anständiger Mann

m



Nickolas Butlers neuer, feinsinniger Roman über eine raue Männerwelt.

Alle nennen ihn nur den »Trompeter«. Sie lachen ihn aus, tyrannisieren ihn. Denn der 13-jährige Nelson ist der Einzige im Pfadfinderlager Camp Chippewa, der tatsächlich danach strebt, ein anständiger Mann zu werden. Der pflichtbewusste Junge bläst jeden Morgen mit seiner Trompete den Weckruf und bewundert den 80-jährigen Pfadfinderlagerführer Wilbur. US-Autor Nickolas Butler (»Shotgun Lovesongs«) hat mit Nelson eine bezaubernde tragische Figur entworfen, die schon auf den ersten 50 Seiten bittere Lektionen lernen muss: Hinter der Fassade der Pfadfinderideale herrschen Intrigen, Betrug und Ausgrenzung. Die Betreuer, darunter Nelsons Vater, saufen heimlich, gucken Pornos und betrügen ihre Frauen. Butlers Roman ist ein faszinierendes Lehrstück über Doppelmoral. Er legt die Abgründe der männlichen Psyche offen, zeigt die Härte und Weichheit der Männer, ihre Brutalität und Verletzlichkeit. Der kleine Nelson lernt früh: Nur von seiner Mutter bekommt er Wärme und Nähe – das, wonach er sich am meisten sehnt. Eine feinsinnig-subtile Liebeserklärung an Frauen.

Camp Chippewa in Wisconsin in den Sechzigerjahren ist nur der Ausgangspunkt von Nickolas Butlers Geschichte. In zwei Zeitsprüngen beobachtet Butler, was aus Nelson, den anderen Pfadfindern und ihren Vätern wird. Wie sie in Vietnam und Afghanistan kämpfen, heiraten, mit ihrer Rolle hadern und immer wieder an ihren Idealen scheitern. Im Jahr

2019 kehrt Butler schließlich ins Pfadfinderlager zurück. Nelson leitet inzwischen das noch immer von Männern dominierte Camp, und er nimmt besorgt die Veränderungen wahr. Die Jungs haben Tablets und Smartphones dabei, der morgendliche Signalruf kommt vom Band, für die Natur interessiert sich kaum noch jemand. Eine selbstbewusste Frau wagt sich mit ihrem Sohn ins Lager. Und die Männer? Butler zeigt, dass sich immerhin einige von ihnen weiterentwickelt haben. Sein großartiger Roman spannt den Bogen von der Verlogenheit der bürgerlichen Idylle der Sechzigerjahre bis zur Gesellschaft der Gegenwart, vom Geheimnis eines guten Lagerfeuers bis zur #metoo-Debatte. Der 38-jährige Schriftsteller aus Wisconsin erzählt liebevoll und herzerreißend, aber auch brutal realistisch. Anklagen vermeidet er klug. Ein herausragendes Buch über den Versuch, ein guter Mensch zu sein. Auch als Mann. || gk

AUTORENLESUNG

Moderation: Günter Keil | **21. Februar** | Buchhandlung Pustet, Obere Hauptstraße 45, 85354 Freising | 20 Uhr | Eintritt 9 Euro ermäßigt 6 Euro, Tickets: Abendkasse

VORMERKEN!

19. Januar

YASCHA MOUNK: »DER ZERFALL DER DEMOKRATIE. WIE DER POPULISMUS DEN RECHTSSTAAT BEDROHT«
Moderation: Andreas Zielcke (SZ) | **Literaturhaus, Saal**
20 Uhr (Foyer-Bar ab 19 Uhr)

Was bis vor wenigen Jahren noch undenkbar war: Die liberale Demokratie gerät weltweit ins Wanken, die grundlegenden Normen des Rechtsstaats, die wir für unverhandelbar und stabil hielten, werden unverhohlen in Frage gestellt, autoritäre Staatenlenker werden von Rechtspopulisten hofiert. Populisten versprechen einfache Lösungen, die von der etablierten Politik aus schnöden Eigeninteressen heraus nicht umgesetzt würden. In Ungarn wird offen eine »hierarchische Demokratie« gefordert, in der der sogenannte »Wille des Volkes« ohne Rücksicht auf die Rechte von Minderheiten oder Andersdenkenden umgesetzt werden kann. Yascha Mounk analysiert die Gründe für die Bedrohung der liberalen Demokratie, zugleich aber versteht er sein Buch als leidenschaftlichen Aufruf und Anleitung, »unsere akut bedrohten Werte« effektiv und leidenschaftlich zu verteidigen.

FEHLERTEUFEL!

Im unserem Artikel über den BonneVoice Hörbuchverlag in der letzten Ausgabe (Seite 27: »Die Kunst durchzuhalten«) hat sich der Fehler-teufel eingeschlichen: Dagmar Hahn, die Gründerin von Bonnevoice und Betreiberin der Reithalle, hat die Reithalle nicht 2014 abgegeben. Ganz im Gegenteil: Der Pachtvertrag wurde verlängert, und zwar um 65 Jahre.

Anzeigen

Wir sind da. Für Alle.
www.muenchner-stadtbibliothek.de

**Giesing
Hasenberg
Neuhausen
Neuperlach
Pasing
Sendling**

Die neuen Öffnungszeiten dieser Bibliotheken:
Di–Fr 10.00–19.00 Uhr
Sa 10.00–15.00 Uhr
Montag geschlossen

Jetzt auch samstags.

münchner stadtbibliothek

EIN VOLKSFEIND

VON HENRIK IBSEN
REGIE MATEJA KOLEŽNIK

AB 24.2

RESIDENZ THEATER

WWW.RESIDENZTHEATER.DE
KARTEN 089 2165 1940

Neugierig auf die Welt
Münchner Bücherschau junior

Die **12.** Münchner Bücherschau junior

FÜR KINDER UND IHRE FAMILIEN
3. März bis 11. März 2018
im **Münchner Stadtmuseum**

BÜCHER, MEDIEN, VERANSTALTUNGEN

Autorenlesungen mit Erin Hunter, Martin Widmark, Anna Woltz. Zauber-Mitmach-Show, Papier-Workshops, Stöbern in über 5000 Büchern und vieles mehr

Programm unter
www.muenchner-buecherschau-junior.de
oder im Buchhandel

Buchausstellung täglich
von 9.00 bis 19.00 Uhr | Eintritt frei

Mit freundlicher Unterstützung von

Büro der Stadt München
Landeshauptstadt München
Kulturreferat

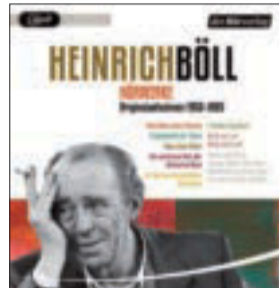
BR KLASSIK
cbj

»Gebunden an Zeit und Zeitgenossenschaft«

FLORIAN WELLE

Am 21. Dezember 2017 wäre Heinrich Böll 100 Jahre alt geworden. Als der Nobelpreisträger 1985 starb, hatten sich bereits verschiedene Etiketten an das Sakkorevers des unablässig rauchenden Schriftstellers mit der Baskenmütze geheftet. Obwohl oder vielleicht gerade weil er sich, genau genommen, nie für eine bestimmte Gruppierung einspannen ließ und auch als überzeugter Katholik, der die Amtskirche anprangerte, immer Einzelgänger blieb. Den einen galt er als Humanist und Moralist. Wer hingegen in Bölls (Nächsten)Liebe für die einfachen Dinge, die sich am klarsten in seiner propagierten »Ästhetik des Brotes« zeigt, nicht nur Positives erkennen wollte, der sprach schon mit spöttischem Unterton vom »guten Menschen von Köln«. Die anderen – und das waren vor allem diejenigen, die Böll zeitlebens scharf kritisierte: also beispielsweise die Springer-Presse – diffamierten ihn als »Ziehvater des Terrorismus«.

In den Artikeln, die soeben anlässlich seines Jubiläums erschienen, klang dies alles vor dem Hintergrund des gewaltigen zeitlichen Abstands viel nüchterner. Gewürdigt wurde Böll darin vor allem als Chronist der Bonner Republik, die dann mit der Wende endgültig Geschichte wurde. Also wieder vor allem als öffentliche Person, die sich in den Fünfzigerjahren gegen die Wiederbewaffnung, später erst gegen die Notstandsgesetze und dann die atomare Bedrohung engagierte. Böll, keine Frage, war auch seinem Selbstverständnis nach immer der eigenen Zeit verhaftet. In den Frankfurter Vorlesungen der Sechzigerjahre äußerte er sich über sein Schreiben: »Gebunden an Zeit und Zeitgenossenschaft, an das von



Eine Hörbox mit Originalaufnahmen von Heinrich Böll anlässlich seines 100. Geburtstags im vergangenen Dezember.

einer Generation Erlebte, Erfahrene, Gesehene und Gehörte.«

Nachzuhören ist Bölls hellwache und kritische Zeitgenossenschaft nun in einer fantastischen Hörbox des Hörverlags, die Originalaufnahmen von 1952 bis ins Todesjahr 1985 versammelt. Böll liest dort mit seiner ruhigen, angenehm verrauchten rheinischen Stimme einige seiner bekanntesten Erzählungen, etwa die noch an Hemingway geschulte Geschichte »Die schwarzen Schafe«, und auszugsweise aus seinen Romanen von »Haus ohne Hüter« bis »Gruppenbild mit Dame«. Wer genau anhört, der wird merken: Das damals wie heute immer wieder schnell vorgetragene Verdikt, Bölls Werke seien von geringer literarischer Qualität, ist korrekturbedürftig. Seine Romane sind wesentlich komplexer gebaut als gemeinhin angenommen, und ihre vermeintlich einfache Sprache wird im Laufe der Jahre immer reicher an Metaphern. Hauptsächlich jedoch enthält die Box Interviews, Werkstattgespräche, Reden, Vorträge und Essays. Insgesamt mehr als 27 Stunden.

Hier kann man lauschen, wie Böll 1952 sein berühmtes »Bekenntnis zur Trümmersliteratur« beim 50. Mittwochsgespräch im Wartesaal des Kölner Hauptbahnhofes vorträgt. Oder wie er bei den oben erwähnten »Frankfurter Vorlesungen« am Pult steht. Auch gibt es einen zweieinhalbminütigen Ausschnitt aus der Bonner Hofgartenrede »Gegen die

atomare Bedrohung gemeinsam vorgehen« von 1981 zu hören, die auf wunderbare Weise Bölls humoristische Ader zeigt. Auf eine Bundestagsdebatte Bezug nehmend resümiert er unter einhelligem Gelächter: »Alle Bundestagsabgeordneten sind Pazifisten. Alle!«

Dass Böll über eine gehörige Portion Humor verfügte, zeigt sich auch in seinen literarischen Satiren, von denen die Medienschelte »Doktor Murkes gesammeltes Schweigen« vielleicht die schönste ist. Auch sie findet sich in der Box. Wer sich die Geschichte um die alltäglichen Absurditäten in einer Rundfunkanstalt (»Wann kommt der Hund im deutschen Radio endlich wieder zu seinem Recht?«) allerdings lieber als Hörspiel zu Gemüte führen will, für den hat der Hörverlag ebenfalls zum Jubiläum noch einmal die Bearbeitung von Hermann Naber aus den Achtzigerjahren aufgelegt. Es ist ein Hörspiel, das ganz auf seine Sprecher setzt – Henning Venske als frustrierter Redakteur, Hilmar Thate als knorriger Techniker und Hans-Helmut Dickow als enervierender Kunstprofessor – und so gut wie ohne aufwendige Geräuschkulisse auskommt. Mit Hamlet könnte man auch sagen: Der Rest ist (gesammeltes) Schweigen. Großartig! ||

HEINRICH BÖLL.

HÖRWERKE. ORIGINALAUFNAHMEN 1952–1985

Der Hörverlag, 2017 | 5 MP3-CDs, Laufzeit 1659 Minuten
69,99 Euro

DR. MURKES GESAMMELTES SCHWEIGEN

Mit Axel Corti, Hilmar Thate u. a. | Regie: Hermann Naber
Der Hörverlag, 2017 | 1 CD, Laufzeit 51 Minuten | 14,99 Euro

GABRIELLA LORENZ

»Sie glitt zu Boden, und er setzte sich. Sie lehnte sich an seine Knie. Eine seiner feingliedrigen Hände lag an ihrem Hals ... Seine Hand an ihrem Hals. Es war keine besitzergreifende Geste; sie verschmolzen.« So erlebt der Anwalt Cohen das Liebespaar; Maggie, eine hippieske Lehrerin an die 40 mit vier Söhnen, und der 17-jährigen Jesse. Der Junge weiß, dass er sie verlassen sollte, um ihre bürgerliche Existenz nicht zu gefährden. Ein Zitat aus dieser Erzählung »Lass mich dein Lächeln sehen« ist der Titel eines Bandes mit Kurzgeschichten der 2004 verstorbenen amerikanischen Schriftstellerin Lucia Berlin. Maggie fragt: »Was wirst du tun, wenn du gehst?« »Ich? Sterben.« So antwortet der junge Geliebte. In so knappe Worte kann Lucia Berlin die Essenz einer außergewöhnlichen Liebe fassen. 1960, mit nur 24 Jahren, publizierte sie erstmals, danach führte sie ein rastloses Leben, verstummte literarisch. Sie bekam vier Söhne, war dreimal geschieden, alkoholsüchtig, jobbte als Putzfrau, Krankenschwester, Telefonistin und Spanischlehrerin (Mexiko war ihre zweite Heimat). Und schrieb weiter bis zu ihrem Tod 2004 als Literaturdozentin in Colorado.

Postum wiederentdeckt 2015, wird sie nun gefeiert als Meisterin der Short Story neben den ganz Großen des Genres. 2016 erschien auf Deutsch »Was ich sonst noch verpasst habe«. Diesen und den neuen Erzählband hat die Übersetzerin Antje Rávic Strubel feinfühlig zusammengestellt. Den Rahmen bilden zwei Reflexionen über das Schreiben. In der letzten lehrt die Erzählerin Berlin Gefängnisinsassen im Schreibkurs die Wahrhaftigkeit des Wortes, die sie in der ersten von Tschewow gelernt hat. »Show, don't tell«, fordert sie.

Ihre Geschichten sind Alltagslebnisse – häufig gespeist aus eigener Erfahrung. Die Stories sind undramatisch und unsentimental. Prägnant und sparsam skizziert sie plastisch



Lucia Berlins Erzählband »Was wirst du tun, wenn du gehst?« hält Überraschungen bereit.

Straßenbeobachtungen, Prekariatserfahrungen, Familienzwiste und Hilfsbereitschaft gegenüber der krebserkrankten Schwester: Kein Thema ist zu klein, um nicht bei Lucia Berlin zu großer Literatur zu werden. ||

LUCIA BERLIN:

WAS WIRST DU TUN, WENN DU GEHST. STORIES

Aus dem Englischen von Antje Rávic Strubel | Arche, 2017
176 Seiten | 19 Euro

Gnadenlose Zuneigung

Menschen und Situationen, erzählt mit einer Lakonie, in der jedes Wort sitzt, die herzerreißendsten Schicksale. Manchmal gibt es nach einem scheinbar glücklichen Ereignis einen Schlusssatz, der alles umkehrt und den Leser wie ein Magenschwinger trifft. Die trockene Präzision der Sprache richtet sich nie gegen die Personen. Im Gegenteil, Lucia Berlin sieht alle mit Empathie. Sie urteilt nie, verurteilt schon gar nicht. Eine Alkoholikerin sucht verzweifelt nach einem Morgendrink, um ihren Kindern das Frühstück zubereiten zu können. Eine Studentin betreut ein altes Paar, weil sie sich gebraucht fühlt, aber es ist ganz anders. Ein sehr junges Mädchen segelt im Windschatten ihrer Aufreißer-Freundin mit und wird plötzlich zum Objekt der Begierde. Und eine seltsame Frau mit fast gläserner Haut spielt im Leben von gleich zwei Männern der Erzählerin eine Rolle.

Berlin kennt und versteht, was sie beschreibt. Ihre Schilderungen sind gnadenlos, aber nie bewertend, immer getragen von Zuneigung. Kindheitserinnerungen,

Anzeige

ANGELA HÜBEL
RINGE

Weitere Informationen bei:
Angela Hübel München Ph +49(89)12163537
info@angelahuebel.de www.angelahuebel.de

Ring: Schatzinsel mit Peridot



»Das ist keine Pommesbude« – eine Installation von Andreas Höhne und Torsten Mühlbach | Kritischer Kommentar zur aktuellen Lage auf dem Kreativquartier Dauer der Installation: solange die Stadt München temporäre künstlerische Nutzungen duldet | © Torsten Mühlbach

Selffulfilling Prophecy

Gepflegt essen und im gut sortierten Einzelhandel shoppen: Das ist die Zukunft einer 6000 Quadratmeter großen Fläche an der Dachauer Straße, die einst irrtümlich als Teil des sogenannten Kreativquartiers gehandelt wurde, nun aber endlich ihre wahre Bestimmung enthüllt: Was hier entstehen wird, und zwar vielleicht noch in den nächsten zehn Jahren, ist das exklusive Lamento-Einkaufszentrum. Nachlesen kann man das auf Seite 9 der Sitzungsvorlage Nr. 14-20 / V 10549 des Kommunalreferats (<https://www.ris-muenchen.de/RII/RII/DOK/SITZUNGSVORLAGE/4796339.pdf>).

Ach, München: Diese Stadt hat keine Probleme. Deshalb sorgen sich gleich vier städtische Referate gleichzeitig seit vielen Jahren völlig effektfrei um die freie Kunstszene in München. Anstatt das Glücksrezept anzuwenden, das Andreas Krüger, Spezialist für die Entwicklung von Kreativquartieren landauf

und landab, empfiehlt: »Machen lassen!« Darin sind die Münchner Kulturverantwortlichen leider, man kann es nicht anders nennen: ganz schlecht. Dafür pflegt die Verwaltung ihren Verfolgungswahn, dass frei laufende Künstler eine wirtschaftlich wie inhaltlich unberechenbare Masse sein könnten. Deshalb hat die Stadt mit einem – offiziell für »Dialog und Synergien« gedachten – »referatübergreifenden Kompetenzteam für Kultur- und Kreativwirtschaft« und dem pilzartig aus dem Boden schießenden Modul »Koordinierungsstelle« Werkzeuge entwickelt, die unter scheinbarer Partizipation der beteiligten Kulturschaffenden die Disziplin der verordneten Anarchie erfunden hat. Nirgendwo funktioniert das so gut wie in München: mit freien Künstlern, die am Tropf der Stadt hängen und nie satt werden, was sie perfekt kontrollierbar macht. Mit Freiheit hat das nichts zu tun. Deshalb nerven

die Veranstaltungen umso mehr, die scheinbar alle Beteiligten ins Boot holen wollen, tatsächlich aber nichts sind als Augenwischerei. Denn die Renditen, die Deals aus sogenannten »Inhouse«-Geschäften zwischen städtischen Betriebsgesellschaften von den Stadtwerken über die Münchner Gewerbehof- und Technologiezentrumsgesellschaft (an die soll jetzt das Kreativlabor übertragen werden) bis zu den Stadtentwässerungswerken erzielen, können Wertschöpfungen durch kulturelle Dekoration im Stadtbild natürlich nicht aufwiegen. (Dass Insidergeschäfte in der Finanzwelt offiziell verboten sind, spielt hier ja keine Rolle.) Was seit Jahrzehnten an Geldern und ineffektivem Zeitaufwand in die Verwaltung, in sinnlose Konzeptausschreibungen und vor allem in die Nichtnutzung von Flächen fließt, will man sich gar nicht vorstellen. Warum hat die Landeshauptstadt nicht in einem Atemzug mit dem

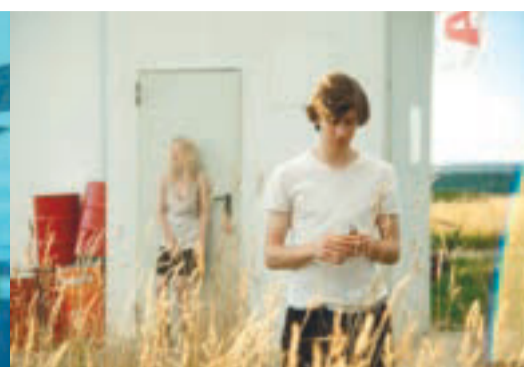
Freistaat das gesamte Gelände inklusive Jutier- und Tonnenhalle – für die es ja auch schon längst ein Betreiberkonzept und die entsprechend bewilligten Mittel gibt, ohne damit einer irgendwann irgendwie gearteten Umsetzung verpflichtet zu sein, und von denen Münchens Kulturreferat Küppers einst sagte, dies seien keine Pommesbuden – einfach an Susanne Klatten und ihr Smart-City-Projekt verkauft? Gnädig verziert von ein paar unverdrossen freien Kreativquartier-Insassen? Das wäre konsequent und nachvollziehbar. München ist eine Stadt ohne Vertrauen in ihre Bürger und Bürgerinnen, aber sehr geschickt, wenn es um den Anschein von Demokratie geht. Die Stadt braucht keine freie Szene, und sie hat sie auch nicht verdient. Was sie kriegen soll, sind halt doch Pommesbuden. Auf einem Gelände, auf dem man als Künstler schon lange verhungert. || cp



303 | Generation 2018 | D 2018 | von: Hans Weingartner | Anton Spieker, Mala Emde | © Kahuuna Films GmbH / Sebastian Lempé, Mario Krause



Die defekte Katze | Perspektive Deutsches Kino 2018 | D 2018 | von: Susan Gordanshekan | Hadi Khanjanpour, Pegah Ferydoni | © Glory Film / Julian Krubasik



Mein Bruder heißt Robert und ist ein Idiot
Wettbewerb 2018 D/F/CH 2017 | von: Philip Gröning
Julia Zange, Josef Mattes | © 2017 Philip Gröning

Impreza – Das Fest | Perspektive Deutsches Kino 2018 | D 2017
von: Alexandra Wesolowski, © Dreisfilm

Transit | Wettbewerb 2018 | D/F 2018 | von:
Christian Petzold | Franz Rogowski
© Schramm Film / Marco Krüger



Welchen Bären hätten's denn gern?

SIMON HAUCK

Berlin im Februar, das ist eigentlich Berlinale-Zeit – wie jedes Jahr. Doch so einiges ist in diesem Festivaljahrgang 2018 anders als sonst. Denn eine seltsame »Bärenland ist abgebrannt«-Stimmung macht sich bereits seit dem »heißen Berlinale-Herbst 2017«, in dem medial vogelwild um sich geschossen wurde, unter Filmkritikern, Festivalmachern, Kuratoren wie Filmbusinessleuten breit. Ausgehend von einer schriftlichen Erklärung von 79 renommierten deutschen Filmemachern zur dringlichen Neuausrichtung der Berlinale, die die Verfasser bereits im Mai der zuständigen Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) übergeben hatten, entwickelte sich innerhalb kürzester Zeit eine heiße Debatte über die Bedeutung des weltweit größten Publikumsfestivals – und seine Macher.

Im Zentrum der stark aufgeladenen Diskussion, an der sich nahezu alle Feuilletons und Filmblogs der Republik beteiligten, stand von Beginn an Dieter Kosslick, der als künstlerisch wie organisatorisch verantwortlicher Direktor seit Mai 2001 im Amt ist und dessen Vertrag 2019 nun endgültig auslaufen wird. Der – je nach persönlicher Bewertung entweder als »Problem-Bär« oder »Gute-Laune-Bär« – wahrgenommene Festivalchef ist zudem nicht unbedingt bekannt dafür, mit offenen Armen auf seine Kritiker zuzugehen, was die eh schon reichlich verzwickte Situation zuletzt noch einmal deutlich komplexer gestaltete.

Mit wenig einsichtigen Aussagen wie »Niemand versteht diese Aufregung« und es handle sich bei diesem Frontalangriff auf seine Person lediglich um einen »Sturm im Wasserglas« verschärfte Kosslick zu Jahresbeginn sogar noch ein weiteres Mal den Ton in dieser an sich längst fälligen Festivaldebatte: Immerhin handelt es sich bei der Berlinale, dem größten und finanzstärksten Filmfestival Deutschlands, um ein kulturelles Aushängeschild des Bundes, das prinzipiell niemandem egal sein kann und welches zudem für die Zukunft programmatisch wie personell dringend neu aufgestellt werden muss: Gerade auch im Hinblick auf die führende Konkurrenz aus Cannes, Venedig, Locarno und Toronto. Währenddessen haben manche der Unterzeichner, wie beispielsweise Dominik Graf oder Andreas Dresen, Ende des Jahres verbal schon wieder zurückgerudert, was nur ein weiteres Mal beweist: Der aktuelle Beziehungsstatus, auch untereinander, ist ziemlich kompliziert.

Derweil wartet der »Berlinale«-Aufsichtsrat, der im Januar zu einer weiteren Sondersitzung zusammenkam, auf beson-

Einen Jahrgang mit zahlreichen bayerischen und Münchner Vertretern verspricht die Berlinale in diesem Jahr. Die politischen Diskussionen um das Festival und die Nachfolge von Dieter Kosslick reißen derweil nicht ab.

ders aussichtsreiche Kandidaten, die Kosslick dann nächstes Jahr beerben sollen: Im Idealfall erstmals aufgeteilt in ein Direktoren- sowie ein Präsidentenamt, wie es in Cannes schon lange Usus ist. Trotzdem fehlen bisher schlichtweg die wirklich hundertprozentigen Kandidaten, wie es aus dem Kreis der Staatsministerin heißt. Nur eines wurde bisher aus dem Kanzleramt offiziell bestätigt: Es werde aktuell nicht primär nach einer weiblichen oder deutschsprachigen Kandidatin für das Direktorenamt gesucht. Wer also 2019 neben dem bisherigen Amtsinhaber möglicherweise als neue Führungriege auf dem roten Teppich präsentiert werden kann, steht nun auch unmittelbar vor dem Beginn des diesjährigen Festivals weitgehend in den Sternen: Fortsetzung folgt – zu hundert Prozent.

Bei all dem harschen Hintergrundrauschen sind die eigentlichen Stars des Festivals, die bisher bekannt gegebenen Filme nämlich, dieses Mal ziemlich ins Hintertreffen geraten, was nicht besonders fair ist: nicht nur aus bayerischer Sicht. Alleine die Reihe »Perspektive Deutsches Kino« könnte dieses Jahr beinahe schon in »Perspektive HFF München« umbenannt werden, weil darin gleichzeitig so viele Münchner – als Studenten wie Absolventen – vertreten sind. Im mit Spannung erwarteten Abschlussfilm »The Best Thing You Can Do with Your Life« trifft beispielsweise die Dokumentarfilmregisseurin Zita Erffa ihren Bruder László wieder: zum ersten Mal nach acht Jahren Funkstille und seinem Eintritt in den umstrittenen Orden der »Legionäre Christi«.

Vielversprechend klingt auch der Abschlussfilm von Alexandra Wesolowski (»Impreza – Das Fest«), der sich um die polnische Matriarchin Danuta dreht, die anlässlich ihrer goldenen Hochzeit sämtliche Familienmitglieder zusammenrommelt. Anstatt jedoch gemeinsam zu feiern, bestimmt sehr schnell Polens Tagespolitik das Geschehen, in der Tradi-

tionalismus, Nationalismus und Rechtspopulismus gerade eine verheerende Allianz eingehen.

Neben weiteren HFF-Spielfilmen von Ben Brummer (»Feierabendbier«), Antje Beine (»Kein sicherer Ort«) und Susan Gordanshekan (»Die defekte Katze«) und einer prominenten BR-Produktion, Hans Weingartners »303« als Eröffnungsfilm der Reihe »Generation 14plus«, richten sich im Wettbewerb viele Augen auf Philipp Grönings sechsten Langfilm: Das Inzestdrama »Mein Bruder heißt Robert und ist ein Idiot« mit dem Otto-Falckenberg-Absolventen Josef Mattes in der Titelrolle, an dem der international renommierte HFF-Absolvent (»Die Frau des Polizisten«/ »Die große Stille«) seit 2007 mit vielen Unterbrechungen arbeitete und in dem Martin Heideggers Zeittheorien eine bedeutende Rolle spielen.

Ein weiterer Bären-Kandidat ist sicherlich Christian Petzolds freie Anna-Seghers-Adaption »Transit«, die im gegenwärtigen Marseille angesiedelt und mit Franz Rogowski in der Hauptrolle besetzt ist: Das populäre Ensemblemitglied der Münchner Kammerspiele spielt nun schon zum zweiten Mal – nach seiner Rolle in Michael Hanekes Cannes-Film »Happy End« – als Schauspiel-Shootingstar im europäischen Autorenfilmerhimmel ganz vorne mit.

Ob nun am Ende dieses sehr speziellen »Berlinale«-Jahrgangs Dieter Kosslick als der titelgebende »Verlorene« alleine dasteht, ist zwar derzeit noch ungewiss, aber Felix Hassenfratz erzählt in seinem gleichnamigen Langfilmdebüt (Produktion: VIAFILM München) von der deutschen Provinz, in der jeder jeden kennt und in der die Angst vor dem Unbekannten mindestens genauso groß ist wie die Sehnsucht danach: Besser lässt sich die Stimmung im Vorfeld der 68. Berlinale kaum in Worte fassen. ||



Feierabendbier | Perspektive Deutsches Kino 2018 | D 2018 | von: Ben Brummer | Johann Jürgens, Tilman Strauß | © GAZE Film / Jakob Wiessner

68. INTERNATIONALE FILMFESTSPIELE BERLIN
15.–25. Februar 2018 | Vollständiges Filmprogramm unter www.berlinale.de

Kultur im Audi Forum Ingolstadt

Offizieller Partner
68 Internationale Filmfestspiele Berlin

» Audi Programmkino: Berlinale Filme vom 15. bis 25.2.2018, »Transit« und »Das schweigende Klassenzimmer« schon vor dem deutschen Kinostart

» Jazz im Audi Forum Ingolstadt 22.2.2018: The Uptown Jazz Orchestra feat. Sandro Roy

Audi Forum Ingolstadt

www.audi.de/foren
[/audiforumingolstadt](https://www.facebook.com/audiforumingolstadt)
[/audiforen](https://www.instagram.com/audiforen)

Nichts ist kälter als der Tod

Knapp die Hälfte der Werke, die beim 39. Filmfestival Max Ophüls Preis im Wettbewerb der Kategorie Mittellanger Film zu sehen waren, stammen von HFF-Schülern. Und fast alle Regisseure beschäftigten sich dabei mit einem Thema, das unabdingbar mit unserem Leben verknüpft ist.

THOMAS LASSONCZYK

Wenn es Ende Januar in Saarbrücken beim wichtigsten deutschen Nachwuchsfilmfest um den begehrten Max Ophüls Preis geht, sind naturgemäß auch viele junge Filmemacher aus München am Start, schließlich verfügt die bayerische Landeshauptstadt mit der Hochschule für Fernsehen und Film über eine auch international renommierte Talentschmiede. Dabei sind die »Bayern« generell in allen Wettbewerbskategorien – ob Kurz-, Dokumentar- oder abendfüllender Spielfilm – vertreten. Bei der 39. Ausgabe des Festivals war es aber gerade die vierte Sparte, der mittellange Film (25 bis 65 Minuten), die von ehemaligen oder aktuellen HFF-Schülern dominiert wurde. Allein sechs der 14 Beiträge kamen von ihnen, und beinahe allen war ein ebenso wichtiges wie tieftrauriges Thema zu eigen: der Tod.

Bei »Death is so Permanent« von Moritz S. Binder kommt er allerdings »nur« im Titel vor, der Regisseur interessiert sich mehr für ein Nachkriegserlebnis seines Vaters. Dabei arbeitet er zum einen mit wechselnden Identitäten bzw. Darstellern, die diesen verkörpern, zum anderen wendet Binder das Film-im-Film-Prinzip an. So erhält er von seiner Professorin, der er Ausschnitte aus seiner Arbeit zeigt, direkte Rückmeldung. Allerdings ist die Gratwanderung zwischen Fiktion und Realität nur bedingt gelungen.

Mit einer wilden Schießerei und vielen Toten beginnt »IOX«, der Abschlussfilm der HFF-Absolventin Gwendolin Stolz. Ihre allzu offensichtliche Variation des »Blade Runner«-Themas handelt von Androiden, die von den einen gejagt und den anderen geschützt werden. Vor allem in puncto Make-up, Spezialeffekte und Produktionsdesign gelingt es Stolz, mit wenigen Mitteln eine futuristisch-bedrohliche Atmosphäre zu kreieren.

Ihr Kommilitone Alex Schaad hat seine Geschichte dagegen im Hier und Jetzt verankert. »Endling« begleitet den passionierten Bergmann Armin Kobzick, der seinen Arbeitsplatz verliert, als Deutschlands letzte Steinkohlenzeche dichtmacht. Weil er sich nicht mehr gebraucht fühlt, sieht der auch



Stills aus #wannadie | © Karbe Film || Endling | © Donndorfilm || Mein rechter, rechter Platz ist frei... | © Rütz & Verborg Produktion || IOX | © PassantenFilmproduktion

körperlich kaputte Armin nur einen Ausweg aus dem Dilemma der Perspektivlosigkeit, den Freitod. Das Sozialdrama von Schaad, der mit »Invention of Trust« 2016 den

die letztlich auch die Werke seiner Kollegen – mit Ausnahme vielleicht von Schaad und Badeck – beim Max Ophüls Preis des Jahres 2018 ausgezeichnet haben. ||

Studenten-Oscar gewann, überzeugt mit einer detailgenauen Milieuschilderung, starken Darstellern und ebensolchen Kinobildern.

Vorwiegend auf verbaler Ebene funktioniert »Mein rechter, rechter Platz ist frei...« von Kerstin Rütz, die sich mit einem Tabuthema auseinandersetzt – dem Amoklauf an einer Schule und wie ein Mensch, der dabei seinen besten Freund verloren hat, auch zwei Jahre danach vor der Unmöglichkeit steht, in den Lebensalltag zurückzukehren. Es sind gerade die Tagebuchaufzeichnungen, mal im Off zu hören, mal im On vorgelesen, die auf eindrucksvolle Weise das fragile Innenleben des Protagonisten nach außen kehren. Rütz hat in Dortmund studiert, allerdings stammen ihre Hauptdarsteller aus München oder haben dort studiert.

Ebenso wie Anja Badeck, die mit »#wannadie« ihren HFF-Abschlussfilm in Saarbrücken gezeigt hat. Auch hier geht es, wie der Hashtag bereits impliziert, ums Sterben(wollen). Zwei junge Männer, ein Extremsportler mit Krebsdiagnose und ein Kleiderdesigner, der den Tod seiner großen Liebe nicht verwirren kann, haben sich über das Internet gefunden und wollen ihr Leben gemeinsam beenden. Badeck würzt ihren Plot mit viel schwarzem Humor, findet gemeinsam mit ihrem Kameramann Eugen Gritschner leinwandfüllende Bilder und hält – auch das muss mal sein – für den Zuschauer ein versöhnliches Ende bereit.

Ganz im Gegensatz zu Christoph Ischinger. Sein Drama »Es ist egal, aber« ist zwar der einzige Film, in dem der Tod keine Rolle spielt, zeigt aber den tiefen Fall eines 35-jährigen Kotzbrockens mit krimineller Energie, der es sich mit Freunden und Familie verscherzt, um schließlich auf die schiefe Bahn zu geraten. Ischinger liefert eine formal saubere Arbeit, die sonst aber wenig Überraschendes, Innovatives oder gar Originelles zu bieten hat. Merkmale, die letztlich auch die Werke seiner Kollegen – mit Ausnahme vielleicht von Schaad und Badeck – beim Max Ophüls Preis des Jahres 2018 ausgezeichnet haben. ||

Anzeigen

theater akademie august everding

HAPPY BIRTHDAY, LENNY

Ein musikalischer Abend zum 100. Geburtstag von Leonard Bernstein

15. BIS 20. FEBRUAR 2018
PRINZREGENTENTHEATER

INFO & TICKETS
TEL. 089 2185 1970
WWW.THEATERAKADEMIE.DE

BR Münchner Rundfunk orchester

HOCHSCHULE FÜR MUSIK UND THEATER MÜNCHEN

JOSEF HADER HANNAH HOEKSTRA

ARTHUR & CLAIRE

EIN FILM VON MIGUEL ALEXANDRE

f/ArthurUndClaire.DerFilm www.arthur-und-claire.de

AB 8. MÄRZ IM KINO

KUCKUCK

0-5 Jahre

Theaterfestival für Anfänge(r)

14.-19. März 2018

KUCKUCK – Theaterfestival für Anfänge(r) ist eine Initiative des FigurentheaterForums München in Kooperation mit

elly

GFP

kuckuckfestival.com

SCHAUBURG

Die Stumme und das Biest

Guillermo del Torros »The Shape of Water« ist Monsterfilm und Melodram in einem. Und einer der heißesten Anwärter auf die diesjährigen Oscars.

SIMON HAUCK

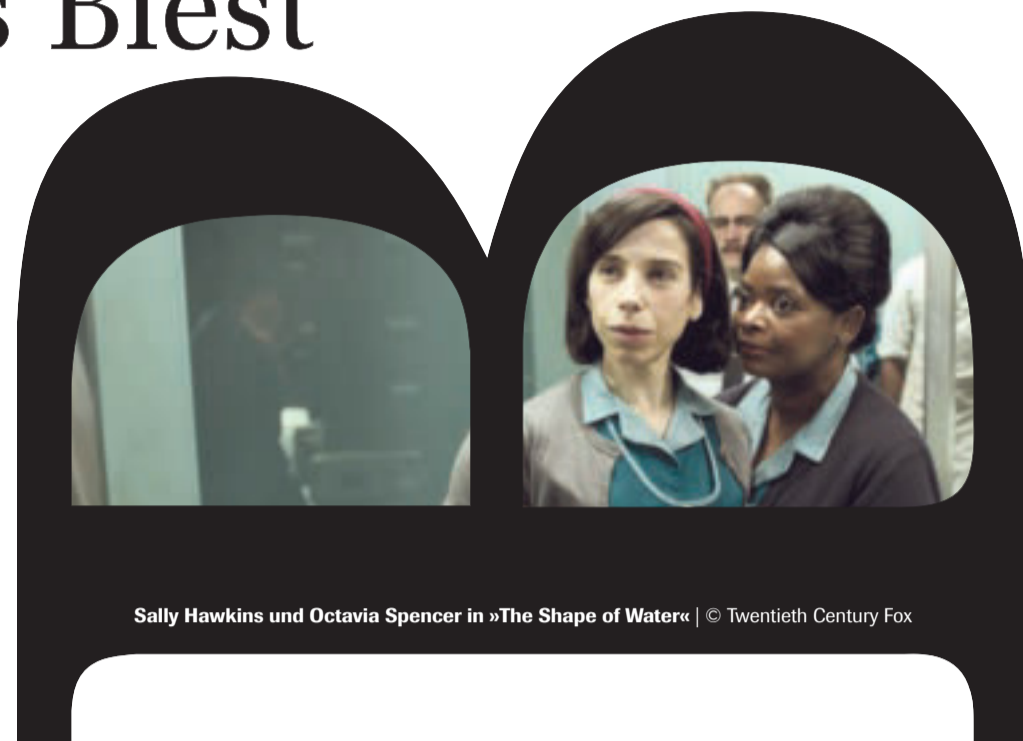
Ob Guillermo del Toro schon einmal Tocotronic gehört hat, ist nicht bekannt. Aber deren Songzeile »Hi freaks look at me – Autogramme vis-à-vis« könnte für ihn bei der diesjährigen Oscarparty sicherlich pausenlos im Hintergrund laufen. Denn der Regisseur aus Mexiko mit dem Faible für exquisite Fantasy und schauerlich-schöne Bestien hat sich mit seinem Venedig-Gewinner »The Shape of Water« eindrucksvoll auf dem Hollywoodparkett zurückgemeldet. Nicht wenige Auguren sehen in ihm bereits den nächsten Oscarpreisträger für die beste Regie. Bereits bei den Golden Globes hatte er in derselben Kategorie gewichtige Konkurrenten wie Spielberg (»Die Verlegerin«) und Nolan (»Dunkirk«) ausgestochen: mit einem Märchenfilm wohlgerückt.

Einem brillant besetzten und luxuriös ausgestatteten obendrein. Schließlich fließt hier alles zusammen – wortwörtlich: Denn del Torros edles, überaus fluides Fantasy-Schmuckkästchen über eine stumme Putzfrau (oscarverdächtig ebenfalls: Sally Hawkins), die sich in der heißen Phase des Kalten Kriegs in ein vom US-Militär malträtiertes Unterwasserwesen (Doug Jones) aus dem Amazonas verliebt, ist nur im ersten Augenblick eine klassische Girl-meets-beast-Story à la Jean Cocteau »La Belle et la Bête«. Vielmehr zelebriert del Toro (»Pans Labyrinth«/»Hellboy«) darin höchst fantasievoll die Macht des Andersseins in Form einer anrührend-amüsanten Kinoballade

voller Filmzitate, die von Jeunets »Die fabelhafte Welt der Amélie« über Disneys »Arielle« bis hin zu Flemings »Zauberer von Oz« oder Arnolds »Schrecken vom Amazonas« reichen.

Mit dieser neuen – und zweifellos besten – Regiearbeit seiner Karriere, beweist er nun, dass er im großen Hollywoodorchester eben nicht nur ein Meister einzelner Akkorde, sondern auch zu einer geschlossenen Sinfonie fähig ist: Mit »The Shape of Water«, dieser ungemein freigeistigen, offen sozialpolitisch konnotierten Parabel über den fragilen Status Ausgegrenzt-Andersartiger, sprich Nicht-Weißer und Nicht-Heterosexueller in den USA nach 1945, ist ihm genau das gelungen.

Zudem erscheint »The Shape of Water« exakt zur richtigen Zeit, die vom täglichen Trump-Twitter-Wahnsinn geprägt ist: »Ich nenne ihn ein Märchen für unruhige Zeiten, weil er als eine Art Salbe gegen die Welt wirkt, in der wir jeden Morgen mit schlechteren Nachrichten aufwachen«, erklärte del Toro. Zugleich hat er es sich als Cineast wie Regisseur nicht nehmen lassen, darin heiter-ironisch durch die US-Filmgeschichte zu wandeln, die nachweislich von Emigranten bestimmt wurde. Sei es in der hervorragenden Filmmusik des Franzosen Ale-



Sally Hawkins und Octavia Spencer in »The Shape of Water« | © Twentieth Century Fox

xandre Desplat, der wiederum in vielerlei Hommagen die Altheroen Max Steiner oder Franz Waxman offen zitiert, oder durch die Mitarbeit auffällig vieler Nicht-Amerikaner (wie zum Beispiel dem dänischen Kameramann Dan Laustsen) in seinem Produktionsteam.

Herausgekommen ist dabei eine kernige Kreaturenburleske mit liebevollen Referenzen an das klassische Melodram wie die immer etwas zu schrulligen Monster-Movies und TV-Musicals der frühen 1960er Jahre. Kurzum: ein echter Märchenfilm für Erwachsene, mit bizarren Wesen – und reichlich anzüglichen Dialogen. Bezaubernd. ||

THE SHAPE OF WATER

USA 2017 | Regie: Guillermo del Toro | Mit: Sally Hawkins, Michael Shannon, Octavia Spencer u. a. | 123 Minuten
Kinostart: 15. Februar



Leonard Scheicher probt mit seiner Abiklasse in Lars Kraumes »Das schweigende Klassenzimmer« den Aufstand | © Studiocanal

THOMAS LASSONCZYK

Auch bei seinem aktuellen Kinofilm zieht es Lars Kraume wieder zurück in die Vergangenheit. Nachdem er sich in seinem preisgekrönten Drama »Der Staat gegen Fritz Bauer« mit dem gleichnamigen Generalstaatsanwalt, der in der BRD Ende der 1950er Jahre Naziverbrecher verfolgte, auseinandergesetzt hatte, begibt er sich nun in die DDR des Jahres 1956. In »Das schweigende Klassenzimmer« erzählt der dffb-Absolvent von zwei Schülern aus Stalinstadt (das spätere Eisenhüttenstadt), die bei einem Besuch eines Westberliner Kinos Bilder vom Aufstand in Ungarn sehen. Darauf regen sie in ihrer Abiturklasse eine Schweigeminute an, um sich mit den Opfern des Aufstands solidarisch zu zeigen. Ein fataler Fehler, wie sich sehr schnell herausstellt. Denn der Staat sieht darin einen konterrevolutionären Akt und lässt in der

Folge nichts unversucht, mit menschenunwürdigen Methoden die Drahtzieher dieses staatsfeindlichen Affronts aus den Mitschülern herauszupressen. »Das schweigende Klassenzimmer«, das auf einer wahren Begebenheit beruht, besticht durch seine minutiöse Milieuschilderung und die exakte Reproduktion der jungen DDR. Dazu gesellt sich das erfrischend unverbrauchte, lebensechte Spiel der Schüler-Darsteller um Leonard Scheicher und Tom Gramenz, denen Kraume schauspielerische Schwergewichte wie Burghart Klaußner in der Rolle des knallharten Volksbildungsministers oder Michael Gwisdek als Feindsender hörenden, schwulen Revolutzler entgegengesetzt. Neben den starken Figurenzeichnungen nutzt der Regisseur die unglaublich-unmögliche Geschichte einer Abiturklasse, die dem unbarmherzigen Staatsapparat

Abiklasse gegen Staatsapparat

Regisseur Lars Kraume inszeniert die erstaunliche Geschichte einer Abiturklasse, die sich mutig dem DDR-System entgegenstellte.

die Stirn bietet, daraufhin von der Schule flieht und später nahezu geschlossen in den Westen flieht, um ein Höchstmaß an Spannung zu evozieren. Einziges Manko des Films: Kraume will am Ende zu viel, plötzlich hat jeder Protagonist sein Geheimnis, war irgendwie jeder Aufständischer und Rebelle, Verräter und Kollaborateur. Das nimmt dem »Klassenzimmer« viel von seiner Glaubwürdigkeit, seiner Nachvollziehbarkeit. ||

DAS SCHWEIGENDE KLASSENZIMMER

Deutschland 2018 | Regie: Lars Kraume | Mit: Leonard Scheicher, Tom Gramenz, Lena Klenke | **Kinostart: 1. März**



Steven Spielbergs »Die Verlegerin« leidet an einer Wirklichkeit, die den Film längst überholt hat

Tom Hanks und Meryl Streep in Steven Spielbergs »The Post – Die Verlegerin« | © Universal Pictures International

Die wahren Fakten

TIM SLAGMAN

Sie zögert, sie zaudert. Sie wartet, während über ihr die Kamera ihre Kreise dreht. Die Augen flackern. Dann haucht sie ihre Zustimmung in den Hörer. War es eine spontane Eingebung? Oder gab sie dem Druck nach, irgendetwas sagen zu müssen, eine Entscheidung treffen zu müssen, jetzt, in diesem Moment, so kurz vor der Deadline?

Willkommen in einer Zeit, in der der Drucktermin noch so richtig Druck machte und in der Nachrichten am folgenden Morgen noch heiß waren. Willkommen in einer Zeit, in der die US-Regierung ein laxes Verhältnis zur Wahrheit pflegt und ein beinhaltenes zu den Redaktionen, die ihr nicht wohlge-

sonnen scheinen. Willkommen im Gestern, willkommen im Heute. Die Debütantin Liz Hannah schrieb ihr Drehbuch, das später noch von »Spotlight«-Oscarpreisträger Josh Singer poliert wurde, schon im Herbst 2016 fertig. Die Geschichte um Kay Graham (Meryl Streep), die erste Verlegerin der »Washington Post«, würde heute vielleicht wahrgenommen als Kommentar und Spiegelbild des Aufstiegs weiblicher Macht.

Doch es sollte anders kommen. Und auf merkwürdige Weise lähmt seine Aktualität, seine so offenkundige wie möglicherweise nur halb beabsichtigte Parabelhaftigkeit, den Film ganz gewaltig. Steven Spielberg hinter,

Meryl Streep und Tom Hanks vor der Kamera, schon diese Namen schreien heraus, hier komme nicht nur etwas handwerklich Perfektes, sondern etwas Wichtiges zur Aufführung. Rechtzeitig zur Award-Season, beflügelt vom anderswo verbreiteten Schwachsinn um »fake news« und »alternative facts«.

Doch das Wahrheitspathos versteckt sich innerhalb der Erzählung; es dominiert der empathische und dennoch kitschfreie Blick auf Menschen, die hin und her und wieder hin diskutieren, wie an die echten Fakten zu kommen sei – und, vor allem, was man mit ihnen anfangen solle, wenn man sie endlich hat. Im Sommer 1971 hat die »New York Times« die Fakten zuerst – Tausende Seiten der sogenannten Pentagon Papers, eines Dossiers des US-Verteidigungsministeriums, das nachweist, wie lange der Krieg in Vietnam schon vorbereitet wurde, als die Regierungen noch das Gegenteil behaupteten. Mehr als das: Dieser Krieg sei nicht zu gewinnen, ist dort zu lesen. Und dennoch wird er weitergeführt. Während die »Times« aber auf richterliche Anordnung die Publikation stoppt, fällt das Dokument der »Washington Post« in die Hände. Vor allem an deren Chefredakteur Ben Bradlee (Hanks) und an Kay

Graham ist es nun zu vermitteln: zwischen Richterspruch, Gewissen und der verfassungsrechtlich garantierten Pressefreiheit.

Bei Tom Hanks ist Bradlee ein forscher, die Konfrontation suchender Mann der Tat. Meryl Streep hingegen verleiht Graham eine Sanftheit, die alle Unsicherheit, alles Entsetzen, alles nervöse Zucken noch mit Würde auflädt. Kein Zweifel bleibt jedoch, dass diese Kay Graham ihren Weg gehen wird, noch durch die Watergate-Affäre hindurch, die ihrer Zeitung bekanntlich schon einmal eine Würdigung durch Hollywood einbrachte und auf die auch Spielberg am Ende verweist.

Bis dahin stellt er seine Darsteller ganz in den Mittelpunkt, ihre Interpretationen sind noch das Originellste an einer Erzählung, die leicht inszeniert ist und sich doch mühselig durch all den diskursiven Schlamm um den Film herum schleppen muss. ||

THE POST (DIE VERLEGERIN)

USA 2017 | Regie: Steven Spielberg
Mit: Meryl Streep, Tom Hanks, Sarah Paulson u. a. | 115 Minuten | **Kinostart: 22. Februar**

Der barmherzige Racheengel



Still aus »The Woman Who Left« | © Grandfilm

MATTHIAS PFEIFFER

Extreme Überlängen, triste Schwarz-Weiß-Bilder, Szenen, in denen buchstäblich nichts passiert. Filmkenner wissen, dass die Werke des philippinischen Regisseurs Lav Diaz keine leichte Kinokost sind. Es sollte aber auch bekannt sein, wie lohnenswert es ist, sich an sie heranzuwagen. Auch sein neuer Film »The Woman Who Left« ist mit seinen 228 Minuten alles andere als Unterhaltung für zwischendurch.

Die Philippinen im Jahr 1997: Nach dreißig Jahren kommt Horacia Somorostro (Charo Santos-Concio) aus dem Gefängnis frei, in dem sie unschuldig für den Mord an ihrem Verlobten einsaß. Wieder in Freiheit

wird sie Teil eines Landes, das von Armut, menschlichen Abgründen und Verbrechen gezeichnet ist. Doch unter den Ärmsten der Armen bringt sie mit Güte und Solidarität ein wenig Licht in deren Leben. Gleichzeitig ist sie jedoch getrieben von der Wut auf den Mann, der drei Jahrzehnte ihres Lebens auf dem Gewissen hat.

Ziemlich schnell wird klar, warum »The Woman Who Left« fast vier Stunden dauern muss. Diaz bringt für seine Figuren und deren Schicksale wahrhaftes Interesse auf. Der Zuschauer erhält Einblicke, die in einer normalen Laufzeit gar nicht möglich gewesen wären. Das macht diesen Film durchaus

zugänglicher als einige von Lav Diaz' früheren Werken, in denen gerne auch bloßen Naturaufnahmen viel Platz eingeräumt wurde. Die Tristesse tritt dieses Mal zugunsten direkter emotionaler Teilnahme zurück, da er fast dokumentarisch diese Unmengen an Ungerechtigkeit aufzeigt und sie den kleinen Momenten wahren Glücks gegenüberstellt. Besonders eine Karaoke-Szene mit einer transsexuellen Prostituierten, die Horacia unter ihre Fittiche nimmt, sticht in ihrer ganzen Wärme und Lebensfreude aus dem düsteren Moloch heraus. Und obendrein schafft es Diaz hier wirklich, Spannung aufzubauen, wenn Horacia fast nebenbei ihre Rache plant. Dank

Mit »The Woman Who Left« schafft Lav Diaz ein fast vierstündiges Meisterwerk. Hier lohnt es sich, die Zeit zu investieren.

seiner unverkennbaren Handschrift bleibt trotzdem alles eine Einheit.

Wer sich also noch nicht an die Arbeit dieses einzigartigen Filmemachers gewagt hat, sollte »The Woman Who Left« als willkommenen Einstieg sehen. Der Goldene Löwe bei den 73. Internationalen Filmfestspielen von Venedig im Jahr 2017 war hier mehr als verdient. ||

THE WOMAN WHO LEFT

Philippinen 2016 | Regie: Lav Diaz
Mit: Charo Santos-Concio, John Lloyd Cruz, Michael de Mesa u. a. | 226 Minuten
Seit 4. Februar in ausgewählten Kinos

MAXIMILIAN SIPPENAUER

J. Paul Getty, der reichste Mann der Welt, wäscht seine Unterhosen gerne selbst. Über der opulenten Wanne seines römischen Hotelbadezimmers baumelt die Weißwäsche zum Trocknen. Sein Enkel, der ihn zum ersten Mal sieht, starrt ihn fragend an, doch der greise Patriarch lächelt nur. Warum Reinigungskosten bezahlen, wenn man das für ein paar Lire selbst erledigen und steuerlich absetzen könne. Sagt er, der erste Milliardär der Menschheitsgeschichte.

»All the Money in the World« heißt Ridley Scotts neuester Film über die alte Frage, wie viel Geld ein Mensch zum Leben braucht. Es geht aber auch um starke Mutter- und schwache Vaterfiguren, um Tod und Vermächtnis. Und Scott wäre natürlich nicht Scott, gelänge es ihm nicht, diesen Fragenkomplex aus der praktischen Philosophie als Thriller aufzubereiten.

Im Zentrum von »All the Money in the World« steht die Entführung von Gettys Enkel John Paul III. Eines Nachts, einige Jahre nach jenen Lektionen in Sparsamkeit, stolziert der Teenager entlang der ziegelroten Stadtmauern Roms. Selbstbewusst, mit wallend blondem Haar, parliert er mit italienischen Huren, führt die Zigarette mit der dynastischen Grandezza eines Kronprinzen. Ein Getty zu sein, das hatte ihm sein Großvater eingebläut, sei etwas



Michelle Williams und Mark Wahlberg in Ridley Scotts »All the Money in the World« | © Tobis Film GmbH

Citizen Getty

Philosophischer Fragenkatalog in Thrillerform: Ridley Scott gelingt mit »All the Money in the World« eine Parabel über die Impotenz des Kapitals.

Besonderes. Denn die Kraft des Geldes sei der Gravitation vergleichbar, sie beuge selbst noch das Licht. Plötzlich quietschen Reifen, und vermummte Männer zerren Getty in einen VW-Bus. Tags darauf die Lösegeldforderung: 17 Millionen Dollar. Doch die Botschaft des prinzipientreuen Ölmagnaten ist klar: Er wird nicht zahlen.

Auch in der Entstehung ist »All the Money in the World« ein Film der Prinzipien. Nach

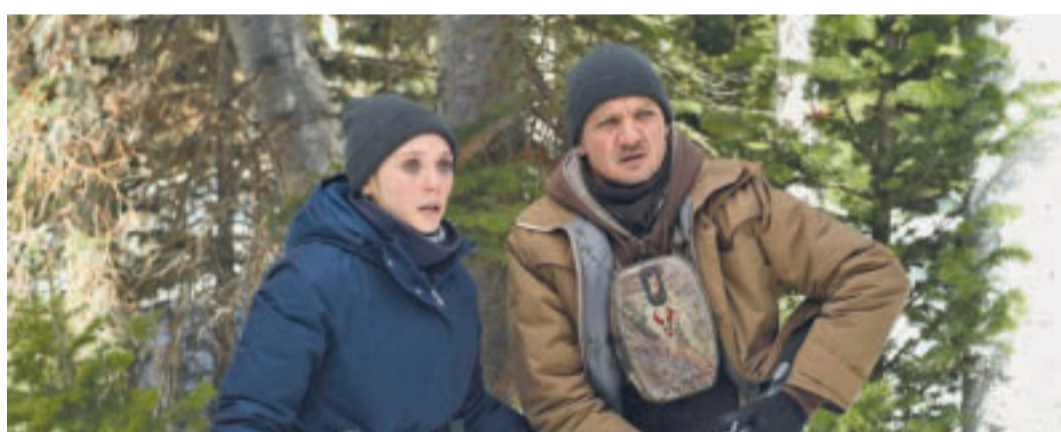
dem Bekanntwerden der Belästigungsvorwürfe gegen Kevin Spacey bewies der gerade 80 Jahre alt gewordene Ridley Scott Chuzpe: Er schnitt den zweifellos für die Rolle des Patriarchen maßgeschneiderten Spacey heraus und drehte kurzerhand all dessen Szenen mit Christopher Plummer nach. Geschadet hat das dem Film keineswegs. Höchstens die Entscheidung, Plummer und einer als Schwiegertochter ebenso brillanten Michelle

Williams, einen Mark Wahlberg zur Seite zu stellen, dessen Brustmuskelspiel zuweilen vielschichtiger ist als seine Mimik. Als Privatmittler Fletcher Chase, der Getty junior möglichst leise aus den Händen der Entführer zurückholen soll, nimmt er gerne einmal die Sonnenbrille ab, kneift die Augen zusammen und setzt die Brille wieder auf.

Doch ohnehin ist der Thriller nur Scotts Vorwand für eine vielleicht letzte, große Parabel. Als einsamer Krösus wankt Getty, dem über seinen Geschäftssinn jeder Menschlichkeitssinn abhandengekommen ist, durch seine Objektwelt. Verloren in einem Palast voll mit Vermeers und Leonardos, zwischen Büsten von Perikles, Cato und seiner selbst bricht er zusammen, vor einem Madonnenbild. Ridley Scott, der bereits so viele dunkle Bilder vom Menschen gemalt hat, versucht sich hier an seiner eigenen Interpretation des Citizen Kane. Ein bisschen weniger komplex vielleicht, aber sehenswert allemal. ||

ALL THE MONEY IN THE WORLD

USA 2017 | Regie: Ridley Scott
Mit: Michelle Williams, Christopher Plummer, Mark Wahlberg u.a. | 133 Minuten
Kinostart: 15. Februar



Auf eisiger Ermittlertour: Elizabeth Olsen und Jeremy Renner in »Wind River« | © Fred Hayer / The Weinstein Company

Keine Hilfe weit und breit

SOFIA GLASL

Der Schnee ist Freund und Feind zugleich im winterlichen Reservat Wind River. Im abgelegenen Herzen der Rocky Mountains ist er Freund, weil er Spuren konserviert, die einzige Hoffnung für die unterbesetzte Reservatpolizei. Denn der Wildhüter Cory (Jeremy Renner) hat eine junge Frau aus der Gemeinde erfroren in den Bergen gefunden, barfuß und zu Tode gehetzt. Feind ist der Schnee aber auch, weil er von einem tödlichen Blizzard gebracht wird, der die Untersuchung verlangsamt und die Spuren zu verwischen droht. Die vom FBI geschickte Ermittlerin Jane Banner (Elizabeth Olsen) ist unerfahren und scheint zu schwächlich für das raue Gebiet und seine verhärmten Bewohner. Wildhüter und Jäger zugleich, hilft Cory ihr, die Spur in die Berge hinein zu verfolgen und die Dynamiken im Reservat zu verstehen. Seine Motive bleiben im Dunkeln, doch in dem Bergort scheinen schon öfter mysteriöse Todesfälle passiert zu sein. Cory weiß selbst nicht, ob er in diesem Thriller Beschützer oder Jäger sein will, und gerade dieser Zwiespalt macht seine Figur so glaubwürdig.

Autor und Regisseur Taylor Sheridan siedelt seine Filme gerne im Mythos des amerikanischen Westens an – die Drehbücher zu Denis Villeneuves »Sicario« und David Mackenzies »Hell or High Water« schweben zwischen bru-

Taylor Sheridan gelingt mit »Wind River« ein Thriller mit subtilen politischen Obertönen. Er nimmt sich einer brisanten Thematik an: Der Gewalt gegen amerikanische Ureinwohnerinnen.

taler Realität und mythischer Gesetzlosigkeit. So auch »Wind River«, benannt nach dem Gebiet, das durch den physischen Schneesturm, aber auch die soziale Kälte von Außenwelt und Gerichtsbarkeit abgetrennt ist. Sheridan baut mit einer klassischen Kriminalhandlung, schlichten Dialogen und schlaue gesetzten Rückblenden eine bedrückend dichte Stimmung auf, die unnötige Erklärungen der wortkargen Bergbewohner obsolet machen. Das Ausmaß des unterschwellig schwelenden Argwohns der indigenen Bevölkerung bleibt jedoch haften. Als Jane Banner Verstärkung anfordern will, bemerkt der Polizeichef (Graham Greene) nur trocken: »Ich bin daran gewöhnt, keine Hilfe zu bekommen.« Der politische Subtext schwingt die meiste Zeit nur lose mit, und das ist auch gut so, denn Taylor Sheridan ist immer dann am besten, wenn er die darunterliegenden Seelenlandschaften und existenzielle Themen wie Trauer und Erinnerung in einfache und deshalb besonders eindringliche Bilder fasst. ||

WIND RIVER

USA 2017 | Regie: Taylor Sheridan | Mit: Jeremy Renner, Elizabeth Olsen u.a. | 107 Minuten
Kinostart: 8. Februar

Anzeige

VALERY GERGIEVS
MPHIL 360°

DAS FESTIVAL DER MÜNCHNER PHILHARMONIKER
22 BIS 25_02_2018

MIT
HÉLÈNE GRIMAUD
MARIINSKY BALLETT
MPHIL KAMMERORCHESTER
MARIINSKY STRADIVARIUS ENSEMBLE
FAMILIENKONZERTE MIT MALTE ARKONA

KARTEN AB 10 €
KINDER, SCHÜLER UND STUDENTEN FREI
MPHIL.DE
089 54 81 81 400

schattdecor

MÜNCHNER PHILHARMONIKER

Strawinsky im Ohr

Die Münchner Philharmoniker laden zu MPhil 360°. Im Fokus sind die jungen Hörer.

INGRID LUGHOFER

Die Münchner Philharmoniker feiern ein viertägiges »Musikfest für alle«. »Jeder Münchner und jede Münchnerin soll die Chance haben, ein Konzert der Philharmoniker live zu erleben«, lautet das Motto des Cheffdirigenten Valery Gergiev. Deshalb rief er 2015 das Festival MPhil 360° ins Leben, das im Februar bereits zum dritten Mal stattfindet. Nach Prokofjews Klavierkonzerten und Sinfonien steht dieses Jahr Igor Strawinsky mit seiner feurig-fesselnden Musik im Brennpunkt. »Wir möchten die vielen Facetten des Komponisten zeigen, und ich denke, es ist für jeden etwas dabei«, freut sich Gergiev auf den Start. Los geht es am Donnerstag in der Philharmonie im Gasteig mit

der »Symphonie für Bläser« und dem Ballett »Pétrouchka«. Als Stargast ist Hélène Grimaud geladen, die Beethovens 4. Klavierkonzert interpretiert. Wer die erstklassigen Klänge mit einer weiteren Dimension koppeln möchte, sollte dasselbe Programm am Wochenende nochmals besuchen.

Dann gibt es das Mariinsky Ballett zu erleben, das »Pétrouchka« in einer atemberaubenden Choreografie des jungen Vladimir Varnava tanzt. Am Pult steht der Meister Gergiev persönlich, wie überhaupt ziemlich oft an diesem Wochenende. »Strawinskys »Feuervogel« mit Malte Arkona ist eine wunderschöne Geschichte und eignet sich hervorragend, um Kinder und junge Familien an



Maestro Gergiev und das MPhil Kamerorchester
© Florian Emanuel Schwarz

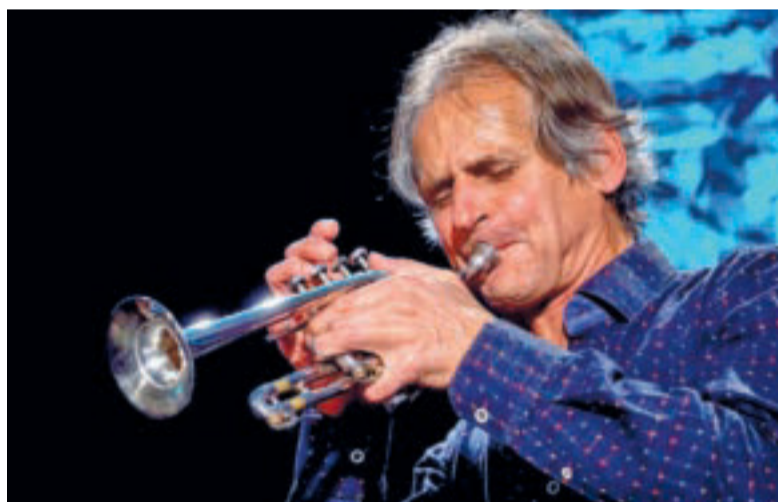
einen der großen kosmopolitischen Komponisten des 20. Jahrhunderts heranzuführen«, meint der Maestro zu den Familienkonzerten am Samstag. Überhaupt liegt ihm der Nachwuchs sehr am Herzen, im Zuschauerraum, aber auch auf der Bühne, denn die Philharmoniker musizieren dabei gemeinsam mit ihrem Patenorchester, dem ODEON-Jugend-sinfonieorchester München.

Menschen den Zugang zur klassischen Musik zu erleichtern, ist Valery Gergiev ein gesellschaftspolitisches Anliegen. Durch Kooperationen mit Sozialverbänden, Hilfsorganisationen, Flüchtlingsorganisationen und dem Sozialreferat der Stadt München wurden viele Freikarten an sozial Benachteiligte ver-

geben. Und erstmalig wird dieses Jahr nicht nur der Gasteig, sondern auch die Muffathalle bespielt, wo das Publikum das zweiteilige Cross-over-Projekt »Date mit Strawinsky« erwartet. Präsentiert werden Newcomer am Piano und Solist Kristóf Baráti an der Violine. Nach Strawinsky, Piazzolla und Vivaldi heizt Solohornist Matías Piñeira mit seiner lateinamerikanischen Band »Los Pitutos« ein.

Das Kammerorchester der Münchner Philharmoniker und das Mariinsky Stradivarius Ensemble mit ihrem Leiter, dem Konzertmeister Lorenz Nasturica-Herschowici, sind sowohl bei den »Dates« als auch am Sonntag mit von der Partie. Beim Abschlusskonzert versprechen sie streichorchestrals Freuden unter dem Cheffdirigenten: Vivaldis »Vier Jahreszeiten« und Strauss' »Metamorphosen« sowie Strawinskys »Concerto in D« und sein Violinkonzert mit Kristóf Baráti. Das weltoffene Fest bietet Entdeckungen für Musikinteressierte und Neugierige. Kinder, Schülerinnen und Schüler sowie Studierende erhalten freien Eintritt oder vergünstigte Karten – ein Geschenk für alle in der Stadt. ||

MPhil 360° – EIN DATE MIT STRAWINSKY
Philharmonie / Gasteig | 22.–25. Feb.
verschiedene Zeiten | Tickets: 089 548181400
www.mphil.de/mphil-360/



Markus Stockhausen | © Ralf Dombrowski

RALF DOMBROWSKI

Das Münchner Kammerorchester (MKO) steht für eine Ausweitung der klassischen Klangvorstellung in Richtung experimentelle Moderne. Markus Stockhausen wiederum ist in vielen Welten von der Neuen Musik bis zur freien Improvisation zu Hause. Es sind zwei Wegweiser aus den engen Grenzen einer

Klangwelt heraus, die sich schon lange nicht mehr als so umzäunt versteht, wie die Begrifflichkeit nahelegt. Und es ist ein Signal, ein neues Festival gleich mit Künstlern dieses Perspektivenreichtums zu starten. Denn Neuburgmusik ist eine Premiere, die Erstaussgabe eines übergreifenden Projekts, das mit sechs

Wolfgang, Franz und Markus

Das Festival Neuburgmusik feiert Premiere. Es hat einiges zu bieten.

Konzerten ein Wochenende lang den Kongregationssaal und das Stadttheater in Neuburg an der Donau bespielt.

Es wird viel geboten. Das MKO führt zur Eröffnung am 9. März (19.30) programmatisch von Mozart bis Per Nørgård, Markus Stockhausen ist am 10. März gleich zweimal mit im Boot (16.30 und 20.30), am Nachmittag zusammen mit Solisten des MKO, einer Uraufführung eigener Musik und Werken von Beethoven und Jörg Widmann, am Abend im Jazzduo mit dem Pianisten Florian Weber. Am 11. März wiederum führt der Perkussionist Johannes Fischer (11.00) von der Markthalle aus musikalisch durch die Stadt, gefolgt von Double Drums am Nachmittag (14.00) und

einem Schubert Plus Programm mit Solisten des MKO (16.30). Konzerteinführungen bieten zusätzlich Informationen, alles in allem eine runde Sache und Grund genug, sich ein Wochenende für Musik frei zu nehmen. ||

NEUBURGMUSIK 2018
Kongregationssaal, Stadttheater
Neuburg / Donau
9.–11. März | verschiedene Zeiten | Tickets:
08431 55240/241 | www.neuburgmusik.de

Für Kopf und Beine

Es gibt wieder Musik in der Rotunde. Denn der BMW Welt Jazz Award lädt zu seinen Matineen.

Es ist so weit: Der BMW Welt Jazz Award feiert zehnjähriges Bestehen. Und die Veranstalter können stolz darauf sein, was sie geschaffen haben. Denn die für das Publikum kostenlose Konzertreihe im Winter ist nicht nur ein prominent besetztes Hörvergnügen, sondern hat auch dafür gesorgt, dass die Akzeptanz für improvisierte Musik in München noch ein wenig größer geworden ist. Viele große Namen der Szene haben im Doppelkegel und zum Finale im Auditorium der BMW Welt bereits um die Wette gespielt, jeweils von einem Motto geleitet, das in diesem Jahr »Jazz moves« lautet. Musik, die bewegt, physisch, rhythmisch, aber auch emotional, gedanklich. Es ist ein weites Feld, das von Groove und Soul über Tango bis hin zur Kammerklassik als Würze der Ausgangsmischung reichen kann.

Als Eröffnung steht eine Münchner Band auf der Bühne des BMW Welt Jazz Awards.

Der Pianist Leo Betzl startet am 18. Februar mit dem Trio LBT und swingboppender Nonchalance. Sein finnischer Tastenkollege Jukka Eskola bevorzugt die Orgel und groovt am 25. Februar mit Wurzeln in den Sechzigern. Das Zürcher Trio Puerto Sur präsentiert am 18. März seine Stilleidenschaft für Südamerika, der Bonner Hammond-Spezialist Andi Kissenbeck zapft am 25. März die Latin-Boogaloo-Tradition an. Die norwegische Sängerin Beady Belle schlägt am 8. April die Brücke zu Soul, Funk, Pop, und das österreichische Duo Bartholomey Bittmann zeigt zum Abschluss, wie man Streichinstrumente auch spielen kann. Am 9. Juni treten dann zwei Finalisten um den Sieg der Jubiläumsrunde an.

Gewinner ist aber in jedem Fall das Publikum, das pfliffige Musik im exquisiten Rahmen geboten bekommt. || rd

Rechts: LBT
Unten: Beady Belle
© BMW AG (2)



BMW WELT JAZZ AWARD – JAZZ MOVES
BMW Welt | 18. Feb. bis 22. April | 11 Uhr
Eintritt frei | www.bmw-welt.com



Improvisation und Konzentration: ICI-Musiker bei der Arbeit | © Ralf Dombrowski

Ich höre, also bin ICI.

20 Jahre ICI-Ensemble, seit zehn Jahren aktiv im Schwere Reiter

ANNA SCHÜRMER

ICI steht für die britischen »Imperial Chemical Industries«, ist das Kürzel einer Aktion gegen Kinderarbeit (»International Cocoa Initiative«) und bezeichnet in der Reproduktionsmedizin gewaschene Spermien. ICI steht aber auch für eine musikalische Plattform, die seit 20 Jahren »International Composers & Improvisers« in München vernetzt. Vor genau zehn Jahren eröffnete das Ensemble die Arbeit von Schwere Reiter MUSIK, mit »Sonar 2018«, einem Mikrofestival für improvisierte Musik, und so feiert das ICI am 24. und 25. Februar im Neuhauser Kulturzentrum also ein doppeltes Jubiläum.

Mit dem Titel »Sonar« bezieht sich das Mikrofestival auf ein elektroakustisches Ver-

fahren zur Ortung von Gegenständen im Raum und unter Wasser mittels ausgesandter Schallimpulse, mit denen auch die improvisierte Musik spielt. In wildem Denken gelangen die Musiker zu kreativen Lösungen aus dem Stegreif oder besser aus Erfahrung: Ohne schriftliche Fixierung verdanken sich die Klangereignisse der spontanen Inspiration und Intuition des Ensembles aus individuellen Solisten. Hervorgegangen sind die International Composers & Improvisers aus einem Pilotprojekt, als sich der Komponist und Posaunist Vinko Globokar vor 20 Jahren auf die Tradition der Improvisationsorchester bezog und mit Ohrenmerk auf die Genres Jazz und Neue Musik interpretierte. In der

Folge machte sich das ICI über die Kollaboration mit Größen der internationalen und transstilistischen Musikszene einen Namen, die das Spiel und den Stil des Ensembles entscheidend prägten: die österreichische Avantgardekomponistin Olga Neuwirth, Composer-Performer Barry Guy und William Parker (Kontrabass) sowie die Posaunisten Giancarlo Schiaffini und George Lewis.

Auch die 12 festen Mitglieder des ICI bringen sich aus ganz unterschiedlichen Perspektiven ein, von der Klassik über die Neue Musik und Jazz bis zu Studio- und Theatermusik. Aus dieser Melange entsteht eine kreative und explosive Mischung aus Improvisation und komponierten Elementen, in denen Orches-

tertraditionen in Kontrast zu zeitgenössischen Strömungen und zukunftsorientierten Experimenten gestellt werden und einen unverwechselbaren Klangkosmos erzeugen, in dem subtile bis hämmernde elektronische Erkundungen ebenso Platz finden wie instrumentale Klangereignisse und expressive Solos der Instrumentalisten.

Beim Mikrofestival für improvisierte Musik »Sonar 2018« ist das ICI-Ensemble Ende Februar an zwei Tagen mit je drei Konzertblöcken in unterschiedlichen Besetzungen zu erleben. Am 24. Februar begeben sich die International Composers & Improvisers in eine klangintensive Zwiesprache mit der Amerikanerin Liz Allbee, die mit Trompete und Elektronik unerhörte Klang- und Geräuschwelten heraufbeschwört. Am 25. Februar wiederum treten die Münchner Musiker gemeinsam mit dem für sein sensibles wie kraftvolles Zusammenspiel gefeierten Trio Now auf die Bühne, um mit überbordender Experimentierfreude und wildem Denken eine Kunst des Widerständigen zu kreieren. Viel Freiheit auf der Bühne. ||

SONAR 2018/20 JAHRE ICI ENSEMBLE Schwere Reiter | Dachauer Str. 114
24., 25. Feb. | 20 Uhr | Tickets: 089 21898226
www.schwerereiter.de

Der freie Fluss Masako Ohta ist eine Poetin des Klaviers. Das hört man nun auch auf Platte.

KLAUS VON SECKENDORFF

Musica Viva im Herkulesaal. Ab der Garderobe kommt die zierliche Konzertbesucherin nur noch langsam voran. Hier ist das Stammpublikum der Neuen Musik unterwegs, darunter auffallend viele Menschen, die Masako Ohta kennen, sie freundlich begrüßen wollen. Die Pianistin aus Japan, seit 29 Jahren in München, hat an zahllosen intimen Spiel-



Masako Ohta | © Ralf Dombrowski

stätten ein Publikum gewonnen, das ihr vertrauensvoll folgt, auch wenn manche ihrer Projekte und Ideen vorab schwer einzuschätzen sind. Einige Beispiele der kommenden Wochen: »AOI – »Ich ist ein Anderer«, Arthur Rimbaud, Performance mit Kabuki-Tanz und Klaviermusik« (15. März im Kulturzentrum Giesinger Bahnhof); »4tissimo, Improvisationen und Momentkompositionen mit 4 Musikern und Tänzern« (26. März im Schwere Reiter); »Geheimnisse einer Seele, Klavierimprovisationen zu G.W. Papsts Stummfilm« (18. März im Filmmuseum) – eine viele Sparten übergreifende Mischung.

Es soll nun aber nicht der Eindruck entstehen, ganz normale Soloabende am Klavier wären Masako Ohta fremd. Die 1960 in Japan geborene Künstlerin spielte über die Jahre nicht nur Zeitgenössisches, sondern gerne mal Bach und Brahms, Schubert und Schumann. 1985 verlässt sie Japan, zieht zunächst nach Berlin, dann nach München und heiratet den deutsch-norwegischen Cellisten Veit Wenk-

Wolff, der seit Celibidache-Zeiten bei den Münchner Philharmonikern spielt. Die beiden haben eine Tochter, trennen sich aber, als diese pubertiert. Für Masako ist das nach familiär dominierten Zeiten ein Anlass, sich zu fragen, was sie musikalisch erreichen will. Vielfältig wie ihre künstlerische Leidenschaft ist das Netzwerk, das sie konsequent aufbaut. Komponisten wie Nikolaus Brass lernen sie zu schätzen, Theaterleute, Jazzmusiker und anlässlich eines Konzerts im Jahr 2004 auch der Labelchef Stefan Winter, der seit den späten 90ern für »Winter & Winter« nicht nur Jazznahes aufnimmt. Die beiden beschließen eine gemeinsame Produktion, 2015 ist es so weit.

Stefan Winter schlägt ein »Poetry Album« als Konzept vor, bei dem hinter allen Kompositionen eine Liebesbeziehung oder Widmung steckt. So kommt eine erstaunliche Abfolge zustande, die von Kurtágs geheimnisvoller »Hommage à Fakas Ferenc« zu Couperin, Brahms und Clara Schumann führt. Auf Bach folgt Avo Pärt, auf Ravel der für Masako besonders wichtige Toru Takemitsu, aber auch »Für Elise«. Allen Interpretationen ist gemeinsam, dass sie die Musik auf sehr intime Art zum Sprechen bringen, im Fall »Elise« zum Flüstern: »Sogar für die beiden intensiven Stellen hat Beethoven ja ein Pianissimo vorgesehen«, so Ohta. Für eine Pianistin, deren Interpretationen ganz vom Moment leben, war die Arbeit im Studio eine große Umstellung: »Stefan Winter hat mir klargemacht, dass in anderer Weise bedacht und geprüft sein will, was auf CD festgehalten werden soll. Ich glaube, er hätte die Aufnahmen notfalls in der Schublade verschwinden lassen, wenn er nicht wirklich zufrieden gewesen wäre.« Wenn das »Poesiealbum« nun live präsentiert wird, bekommt das Spontane aber wieder jenen Stellenwert, den man gewohnt ist bei einer Musikerin, die nicht zufällig auch gerne improvisiert. ||

MASAKO OHTA: POETRY ALBUM

Einstein Kultur Halle 44 | Einsteinstr. 42
24. Feb. | 20 Uhr | Tickets: 089 416173795
www.einstein-kultur.de

Kulturhaus Otto Hellmeier

Wielenbacherstr. 13, Raisting | **25. Feb.** | 15 Uhr
08807 946232

Anzeige

Mein
**GÄRTNER
PLATZ
THEATER**

**ES
GRÜNT
SO GRÜN**

MY FAIR LADY
MUSICAL VON FREDERICK LOEWE

AB 13. FEBRUAR 2018

KARTEN 089 2185 1960

www.gaertnerplatztheater.de

JÜRGEN MOISES

Im vergangenen Jahr überraschte die schottische Indiepopband Belle & Sebastian mit der Ankündigung einer EP-Reihe. Mit »How To Solve Our Human Problems – Pt. 1 & 2« sind im Dezember und Januar bereits zwei Teile erschienen, die Veröffentlichung des dritten ist für den 16. Februar geplant. Sich in digitalen Zeiten mit ihren verkürzten Aufmerksamkeitsspannen auf jeweils fünf Titel zu beschränken, das klingt klug und zukunftsgerichtet. Man kann diese Unternehmung aber auch als Verweis auf die eigene Vergangenheit verstehen. Denn in den Jahren 1997 und 1998 brachten Belle & Sebastian ebenfalls eine Reihe von EPs heraus. Sie hießen »3..6..9 Seconds Of Light«, »Lazy Line Painter Jane«, »Dog On Wheels« und »This Is Just A Modern Rock Song« und gehören zum Besten, was die 1996 von Stuart Murdoch in Glasgow gegründete Band bis heute veröffentlicht hat.

Jetzt also »How To Solve Our Human Problems«, was rein vom Titel her schon etwas großspurig klingt. Denn ob sich mit Intimem, fast verhuschtem, teilweise aber auch orchestral ausgreifendem Kammer-Folkpop die Welt wirklich retten lässt? Für Fans der teilweise kultisch verehrten Band, die am 16. Februar in der Muffathalle auftritt, bedeutet jeder Song zumindest etwas mehr Wärme. Und wie es Belle & Sebastian schaffen, dass sich ihre Musik so kuschlig weich und sanft über Körper und Geist legt, das ist noch immer ihr Geheimnis. Dabei teilt Stuart Murdoch in seinen poetischen Texten durchaus aus und benennt unschöne Wahrheiten. »They'll take profits over the people / They won't make the country great again / Just as long as it's white and wealthy / Fear the immigrant workforce! / Fear the kids raised on the internet!«, heißt es in »The Girl Doesn't Get It« in einer Mischung aus Anklage und Protestsong.

Andererseits sind vielleicht mit den »Human Problems« auch nur die alltäglichen Sorgen gemeint. Wie etwa der Liebeskummer, den Stuart Murdoch in »Sweet Dee Lee« besingt.

So kritisch, so sanft

Belle & Sebastian sind eine Band der Entschleunigung. Dafür werden sie aufrichtig verehrt.

Oder die Mühen des Erwachsenwerdens, die »I'll Be Your Pilot« verhandelt, und die auch im Film »God Help the Girl« Thema sind. Murdoch hat ihn 2014 realisiert, ein Art Coming-of-Age-Indiepop-Filmmusical, über drei befreundete Teenager, die in Glasgow eine Band gründen. Der Grund, warum der inzwischen 49-Jährige die Adoleszenz immer wieder zum Sujet macht, könnte die eigene schwierige Jugend sein. Dass er als Teenager jahrelang unter dem Chronischen Erschöpfungssyndrom litt, machte der schottische Musiker 2015 in einem Interview erstmals öffentlich.

Über die Musik hat er aus diesem Dornröschenschlaf wieder herausgefunden, Song für Song, auch das hat er im Interview erzählt. Vielleicht ist es dieser musikalische Befreiungsschlag, den man auch heute noch in den Songs von Belle & Sebastian spürt. Das könnte jedenfalls erklären, warum sich in der Tat viele Heranwachsende in der Musik der Schotten wie-



Von links oben nach rechts unten: Richard Colburn, Stuart Murdoch, Stevie Jackson, Sarah Martin, Bobby Kildea und Chris Geddes sind Belle & Sebastian | © David Boni

derfinden. Da ist etwas mehr als das Normale, und das packt die Hörer über die Altersgrenzen hinweg. Eine Möglichkeit, unsere menschlichen Probleme zu lösen. ||

BELLE & SEBASTIAN

Muffathalle | 16. Feb. | 19.30 Uhr

Tickets: 089 54818181 | www.muffatwerk.de



Ghostpoet | © Steve Gullick

Dunkler Dichter

Ghostpoet ist ein Souverän der Spoken Words – London Vibes im Feierwerk.

DIRK WAGNER

Ohne den Vergleich überstrapazieren zu wollen, erinnert die Stimme des in London aufgewachsenen Nigerianer Obaro Ejimiwe alias Ghostpoet auch an die US-amerikanische Spoken-Word-Legende Gil Scott-Heron, zumindest wenn man dessen Spätwerk zum Maßstab setzt, in dem der Lyrikmeister der Soulmusik seine stilvoll gealterte Stimme geradezu adelnd über seine Musik legte. Nur dass Ghostpoet gerade mal 35 Jahre alt ist. Und doch wohnt seinen fließenden Worten schon jetzt eine Stimmung inne, die seinen unverkennbaren Sound deutlich mehr bestimmt als die Musik, die die Verse umrahmt. Als könne der Sänger sich des Mantels sofort entledigen, ohne nackt zu sein. Denn letztlich wohnt nicht seine Stimme in der Musik, sondern seine Musik in der Stimme. Mit ihr erzählt Ghostpoet mehr, als dass er singt, obwohl sein Vortrag mehr Gesang als Rap ähnelt.

Soul also ist es nicht, Hip-Hop ebenso wenig. Stattdessen klingen auch Anleihen aus einem Alternative Rock an, ohne freilich nun zum Rocsound zu mutieren. Denn obgleich sich Ghostpoet, der auch mal mit der britischen Trip-Hop-Forma-

tion Massive Attack zusammenarbeitete, über die Stimme zu definieren scheint, ist es auffällig, wie sehr sich seine verschiedenen Alben auch musikalisch unterscheiden. Die elektronisch dominierten Grime-Reime der Anfangsjahre sind einem nicht minder bedrohlichen Klangkonstrukt gewichen, auf das analoge Instrumente wie Piano oder Gitarre in ansonsten computergenerierter Musik einwirken. Allen Kulturpessimisten zum Trotz salbt hier nicht das analoge Klavier eine digital herbeigeführte Wunde. Vielmehr ist es gerade auch das Piano, das schmerzhaft ins Fleisch schneidet, Anschlag für Anschlag und untermauert von einer Gitarre, die schon mal an Soundtracks von Ennio Morricone erinnert. Ein finsterner und doch vitaler Wortschmied! Man darf gespannt sein, wie Ghostpoet seine großartigen Klangskulpturen live inszeniert. ||

GHOSTPOET

Feierwerk / Hansa 39 | 1. März | 20 Uhr | Tickets:

01806 570070 | www.ghostpoet.co.uk

Grüße von der Wolke

Die Traumwandler von Slowdive stehen seit jeher für warmen, sphärischen Gitarrenpop. Nun zu hören im Technikum.

MATTHIAS PFEIFFER

Da wird es im letzten Jahr einige von den Stühlen gehauen haben. Slowdive veröffentlichten nach 22 Jahren wieder ein Album. Und was für eines. Die mit dem Bandnamen betitelte Scheibe ist kein lauwarmes Alterswerk, sondern eine stilvolle Fortsetzung dessen, was sie in den Neunzigern schon am besten konnten: wunderschöne Cumuluswolken aus Klang erzeugen. Live spielt die Band bereits wieder seit 2014, unter anderem



Slowdive | © Ingrid Pop

auch auf dem damaligen Wave-Gotik-Treffen in Leipzig. Der größte Unterschied zu den frühen Jahren ist wohl, dass Slowdive nun die volle Anerkennung bekommen, die ihnen anfangs verwehrt blieb. Neben Grunge und Britpop sahen viele Hörer keinen Platz für melancholisch-verträumte Musik, die die damaligen Teenager zwischen 1989 und 1995 produzierten. Dave Simpson vom »Melody Maker« wäre »lieber in einer Wanne

Porridge erstickt«, als noch mal diese »seelenlose Leere« hören zu müssen. Vom großen Teil der englischen Fachpresse geächtet und vom eigenen Label Creation Records sitzen gelassen, war nach sechs Jahren, drei Alben und fünf EPs wieder Schluss.

Heute sieht es damit zum Glück anders aus. Slowdive gelten neben Kollegen wie My Bloody Valentine und Ride als bedeutendste Vertreter des Shoegaze-Genres, einer Musikrichtung, in der sphärische Gitarrenwände und ätherische Atmosphäre mehr zählen als einprägsame Refrains und Rockstargetue. Vor allem ihr zweiter Tonträger »Souvlaki« gilt heute als Meilenstein alternativer Rock- und Popmusik, für den sie damals sogar Brian Eno als musikalischen Mitstreiter gewinnen konnten. Kurz vor Schluss ging man mit dem Nachfolger »Pygmalion« noch mal einen Schritt weiter in Richtung Ambient, bevor man sich nach der Pause auf »Slowdive« mit altbewährtem, aber trotzdem frischem Sound wieder zurückmeldete. Auch weiterhin ist die Gruppe also die richtige Adresse, wenn man Musik sucht, in der man mit Körper und Seele eintauchen kann. Wer das nicht kann, dem bleibt noch die Wanne Porridge. ||

SLOWDIVE

Technikum | Grafinger Str. 6 | 27. Feb. | 20 Uhr | Tickets:

01806 570070 | www.slowdiveofficial.com



Manu Dibango | © L. Vincent

Jazz trifft Party

Die Jazzwoche Burghausen bietet für jeden etwas. Und das ist gut so.

RALF DOMBROWSKI

Alle machen mit. Wenn die Jazzwoche in Burghausen am 7. März ihre Pforten öffnet, dann ist die ganze Stadt involviert, von den Parkplatzeinweisern bis zu den Shuttlefahrern und von den Kneipenwirten bis zu den Veranstaltern der IG Jazz. Das Festival im Südosten Bayerns ist eines der Highlights im Kulturkalender des Freistaates, und seit bald einem halben Jahrhundert reisen Fans und Künstler aus aller Welt an, um in der Stadt an der Salzach Musik aus nächster Nähe zu erleben.

Man kann das in den großen Spielstätten wie der Wackerhalle oder dem Stadtsaal, wo sich soul- und funknahe Koryphäen wie Blood, Sweat & Tears, Manu DiBango, aber auch moderne Kammerjazzmeister wie der Saxofonist Marius Neset oder der Akkordeonist Vincent Peirani die Ehre geben. Im Jazzkeller wird gejammt, wenn nicht gerade Don Menza mit der Hausband bei der Arbeit ist. Bei der Jazznight darf es dann auch mal Blues sein, wie überhaupt die Vielfalt der Stile das Programm prägt.

Dazu gehört auch die inzwischen zur Attraktion gewordene Voreröffnung des Festivals mit dem Finale des Europäischen Burghäuser Nachwuchs-Jazzpreises am 6. März. Fünf Bands von Frankreich bis zur Ukraine haben es in die Endauswahl geschafft, die Sieger dürfen sich dann mit Blood, Sweat & Tears den Eröffnungsabend teilen und ein stattliches Preisgeld von 5 000 Euro mit nach Hause nehmen. Zum zehnten Mal wird der Wettbewerb in diesem Jahr ausgetragen, ein kleiner Vorschmack auf 2019. Denn da steht das große Jubiläum an, wenn die Jazzwoche ihren 50. Geburtstag feiert. ||

49. INTERNATIONALE JAZZWOCHEN BURGHAUSEN

Wackerhalle, Stadtsaal, Clubs in Burghausen

6.–11. März | verschiedene Zeiten | Tickets: 08677 91646333
www.b-jazz.com

Säufer, Mörder, Soho-Blues

Die Tiger Lillies lieben das Varieté, vor allem dessen dunkle Seite.

Begegnet man Martyn Jacques, Adrian Stout und Jonas Golland im Supermarkt, dann sind sie die freundlichen Briten von nebenan, so normal, wie die meisten anderen Gestalten um sie herum. Trifft man sie aber abends auf der Bühne, dann steht man drei sinister geschminkten Spielleuten gegenüber, die Varieté als schattenhafte Kunst des schleichenden Untergangs verstehen. Die Tiger Lillies sind große Melancholiker, die Themen vom Struwwelpeter und Hamlet bis Mord und Perversion in ihre Programme einbauen, subtil und skurril verpackt, manchmal fratzenhaft überzeichnet, dann wieder feinsinnig und fragil. In karge Arrangements mit Akkordeon, singender Säge oder auch Ukulele gebettet, machen sie aus den Abgründen des Menschlichen Altbüchlein des Vaudeville, die durch Jacques' Falsettimme zuweilen ins Absurde kippen.

Im Laufe von bald drei Jahrzehnten konnte man die Tiger Lillies mit einem Woyzeck-Musical, mit Liedern zum Ersten

Weltkrieg, Döblin-, Wedekind- oder Cole-Porter-Adaptionen erleben. Zurzeit aber sind sie mit »Cold Night In Soho« unterwegs, einer Hommage an das Londoner Viertel des Lasters mit Moritäten über Trinker und Geprellte, Räusche und Exzesse. Der »Guardian« meinte, es handle sich um einen »emotionalen Höhepunkt, der das Herz erweicht und Tränen fließen lässt«. Martyn Jacques kann über solch journalistische Poesie nur schmunzeln, ein sarkastisches, unergründliches Joker-Lächeln, um dann den »Soho Clipper Blues« anzustimmen. || rd

THE TIGER LILLIES

Freiheit | Rainer-Werner-Fassbinder-Platz | 27. Feb. | 20 Uhr
Tickets: 089 54818181 | www.tigerlillies.com



TigerLillies | © graphic-art

Die Welt als Maßstab

Embryo-Gründer Christian Burchard war ein musikalischer Wanderer. Ein Nachruf auf einen Künstler, den die Neugier nie verließ.



Christian Burchard | © trikont

DIRK WAGNER

Christian Burchard war im Münchner Kulturleben so omnipräsent, dass man leicht vergessen konnte, wie besonders seine Konzerte tatsächlich waren. Auf Straßenfesten konnte man ihn erleben, auf Ausstellungen oder an einem der verschiedenen Spielorte der Stadt. Irgendwo, so schien es, würde Burchard auch diese Woche wieder mit seiner legendären Band Embryo ein Konzert liefern, das mehr einem Klangtrip entsprach, von dem auch die Reisenden das Ziel nicht kannten, als der Live-Umsetzung vorgefertigter Songs. Stattdessen ließen sich Burchard und seine Mitspieler in ihrer Musik treiben, gegenseitig beeinflusst vom Sound der anderen, die zugleich jedem einzelnen Geltung verschafften. Burchard perfektionierte in seinem Leben diese Art des produktiven Austausches, die er anfänglich als Jazzmusiker trainierte.

Weil die Jazzformation, der er Anfang der sechziger Jahre in Hof beitreten wollte, sein Posaunenspiel für überholt befand, spielte Burchard Vibrafon, auf dem er später auch den US-amerikanischen Jazzpianisten Mal Waldron begleiten durfte. Waldron, so betonte Burchard, offenbarte ihm eine

noch freiere Welt der improvisierten Musik. Als der junge Mann aus Hof dann 1969 in Nürnberg die Band Embryo gründete, öffnete er als Schlagzeuger jene improvisierte Musik der Rockmusik. Nicht ganz unbescheiden, aber auch nicht unberechtigt, hatte sich Burchard darum auch mal den Erfinder des Jazzrock genannt. Wichtig wurde seine Rolle aber für die Weltmusik, die einer eurozentrischen Vorstellung von Musik weltweit mit außereuropäischen Spielarten begegnete. Schon 1971 auf seiner ersten Marokkoreise tauchte Burchard fasziniert in eine Klangwelt ein, die den zwölf Tönen einer europäisch geprägten Oktave zusätzliche Mikrointervalle hinzufügt. Die Aufbruchstimmung, die solche Entdeckung musikalischer Möglichkeiten freisetzte, ist spannend und bildprächtig im Film »Vagabunden Karawane« festgehalten, der Embryos Reise Ende der siebziger Jahre durch den Iran, Afghanistan und Indien dokumentiert. Die mit Unterstützung des Goethe-Instituts reisende Jazzrockformation, die mittlerweile nahe München lebte, spielte bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit heimischen Musikern der jeweiligen Länder und ließ sich dabei wissbegierig wie Musikschüler auf deren Strukturen ein.

Zugleich platzierten Embryo aber auch behutsam wie Kulturbotschafter ihren Sound in die neu erfahrenen Klangstrukturen. Nie hätten sie persische oder indische Klassik gespielt, hatte Burchard später erläutert. Wohl aber hätten sie Elemente der persischen und indischen Klassik auf ihren Sound einwirken lassen. Solch weltöffnender Klang stand zudem für ein gleichberechtigtes Gesellschaftsbild, das Embryo auch musikpädagogisch vermittelte, frei nach Burchards Motto: »Wer selbst Musik macht, lässt sich von der Kulturindustrie keine Popidole mehr vorsetzen.« Am 17. Januar hat Christian Burchard im Alter von 71 Jahren seine letzte Reise angetreten. Seine bald 50 Jahre alte Band Embryo wird nun von seiner Tochter Marja weitergeführt. ||

Anzeige

**WÄNDEN
BÄNDEN
TÄTERIN**

INSZENIERUNG: AMIR REZA KOOHESTAN
NACH DEM ROMAN VON YASMINA KHADRA
PREMIERE: 09. MÄRZ 2018, KAMMER 1

MÜNCHNER KAMMERSPIELE THEATER DER STADT WWW.KAMMERSPIELE.DE KARTEN UNTER: 089 / 233 966 00

**NEHONN
MÜNCHEN
SÄTTAS**

PREMIERE: 16. MÄRZ 2018, KAMMER 3
EIN PROJEKT VON ANESTIS AZAS UND PRODROMOS TSINIKORIS

Die Ex-Kammerspieler Benny Claessens und Katja Bürkle stehen in Karen Breece' Performance über das Weltkrieg-II-Massaker in Oradour auf der Bühne des HochX.



Sebastian Mirow, Katja Bürkle und Benny Claessens (v. r. n. l.) setzen sich mit dem Erinnerungsort Oradour auseinander
© Lothar Reichel

Erinnerung & Kultur



Regisseurin Karen Breece | © Saskia Pavek

SILVIA STAMMEN

Den kleinen Ort Oradour-sur-Grane in der Nähe von Limoges kennt hierzulande kaum jemand, dabei war er Schauplatz des zahlenmäßig größten Kriegsverbrechens, das deutsche Soldaten während des Zweiten Weltkriegs in Westeuropa verübten. Am 10. Juni 1944, vier Tage nach der Landung der Alliierten in der Normandie, wurde fast die gesamte Einwohnerschaft, 642 Menschen, darunter mehr als die Hälfte Frauen und Kinder, von der 2. SS-Panzer-Division »Das Reich« willkürlich ermordet, das Dorf im Anschluss bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Nur sechs Opfer überlebten, von den Tätern wurden dagegen nach dem Krieg nur wenige zu vergleichsweise kurzen Haftstrafen verurteilt. Heute steht ein neues Dorf gleichsam spiegelverkehrt neben den beinahe unberührten Ruinen des alten, die zu einer viel besuchten Gedenkstätte geworden sind.

Schon vor einigen Jahren stieß die deutsch-amerikanische Regisseurin Karen Breece während einer Frankreichreise auf den Ort, der sie seither nicht mehr loslässt. Auf der Grundlage intensiver Recherchen und eigener Gespräche mit Zeitzeugen und Nachkommen von Opfern und Tätern hat sie einen künstlerisch verdichteten Text verfasst und sich jetzt der Herausforderung gestellt, den Prozess des Erinnerens auf der Bühne sichtbar zu machen. Eine strukturgebende Rolle wird dabei neben fiktionalen Elementen auch das von Olivier Messiaen 1940/41 in einem deutschen Kriegsgefangenenlager komponierte »Quatuor pour la fin du temps« spielen. Konkret vorstellbar wurde das Projekt aber erst durch die Mitwirkung von

Katja Bürkle, Benny Claessens und Sebastian Mirow, drei Schauspielern, mit denen Breece seit Langem befreundet ist und denen sie persönlich zutraut, das Ganze auch gedanklich mitzutragen. »Generell war es mir wichtig«, so Breece, »Schauspieler zu haben, von denen ich weiß, die fordern und hinterfragen auch, denn es geht ja um sie. Es geht um ihre Auseinandersetzung mit dem Material – der Schauspieler als politischer Forscher unserer heutigen Zeit, könnte man sagen.«

Orte, die der Erinnerung gewidmet sind, werden aus dem alltäglichen Leben oft ausgeklammert. Diese Erfahrung haben Breece und Claessens, die sich 2010 zu Beginn der Intendanz von Johan Simons an den Kammerspielen kennenlernten, beide auf unterschiedliche Weise gemacht, Breece dadurch, dass sie in Dachau lebt und sich bereits in verschiedenen Projekten mit dem Umgang mit der NS-Vergangenheit beschäftigt hat, Claessens, indem er von seiner Berliner Wohnung aus vom Balkon in den Garten des Jüdischen Museums blickt: »Dort sind immer ein paar verlorene Rucksacktouristen«, erzählt er, »sonst ist es da ziemlich leer und sieht tatsächlich aus wie ein Mini-Konzentrationslager, nur dass die Zäune, die damals die Häftlinge drinnen halten sollten, heute die Nazis draußen halten. Wie sich die Erinnerung immer doppelt und wie wir nicht aus diesen Bildern herauskommen, das fasziniert Karen und mich auch. Diese Orte sind ja dazu da, damit man dahin gehen, erinnern und dann wieder weggehen kann, als ob das nicht weiter existiert.«

»Natürlich«, sagt Breece, »sind Gedenkorte wie Dachau oder Oradour, so wie sie stattfinden, sinnvoll und berechtigt, aber für mich beinhaltet der ritualisierte Umgang auch die Gefahr des Stillstands. Theater dagegen kann durch künstlerische Übersetzung einerseits Distanz schaffen und andererseits, vermittelt durch die Schauspieler, eine persönliche Auseinandersetzung in Gang setzen.« Wie aber sprechen über ein Ereignis, das die Grenzen des Vorstellbaren überschreitet? Wie sich

fremde Erinnerungen zu eigen machen, von denen manche Zeitzeugen selbst nicht mehr sagen können, an was sie sich tatsächlich selbst erinnern und was auf Fotos und Erzählungen basiert? Wie also setzt sich Erinnerung fort, wie schreibt sie sich in Körper ein und wie kann man grundsätzlich aus historischer Distanz eine persönliche Haltung dazu finden – alles Fragen im Rahmen der Produktion, die zum Zeitpunkt des Gesprächs noch nicht abschließend beantwortet sind.

Zu Beginn der Proben gab es da für Claessens zuerst einmal »ziemlich viele Unmöglichkeiten. Es war uns wichtig, nicht als eine bestimmte Figur zu sprechen, weil man dann unweigerlich in so ein Hollywoodformat reinkommt. Aber jetzt haben wir eine Lösung, wo wir anfangen können.« Mehr möchten Breece und er noch nicht verraten. Dass es mitunter Zeit braucht, solche Lösungen zu finden, die der Betrieb an den großen Theaterinstitutionen nicht immer zulässt, hat sowohl Benny Claessens als auch Katja Bürkle mittlerweile dazu bewogen, nicht mehr fest in einem Ensemble, sondern frei zu arbeiten. Für Claessens ist die kleine Produktion daher auch »so etwas wie ein Schmetterling – ich treffe Freunde von vor langer Zeit und komme aus diesen großen Strukturen raus, in denen ich als Gast an Stadttheatern nach wie vor arbeite«. Wichtig ist es ihm aber vor allem, in den verschiedensten Konstellationen bei sich zu bleiben, »dass man sich inhaltlich verhält einem Publikum, einem Stoff oder einem Raum gegenüber. Dass man hart denkt«, erklärt er. »Dass man sich nicht verliert in diesem Spiel mit dem Erfolg, dass man tatsächlich hart denkt.« Bei einem Projekt wie »Oradour« muss das wohl die Voraussetzung sein. ||

ORADOUR

HochX | Entenbachstr. 37 | 15., 16., 23., 24. Feb. | 20 Uhr
Tickets: 089 90155102 | www.theater-hochx.de

|| VORMERKEN! ||

14. bis 17. Februar

MR. PUNCH AND MRS. JUDY

Teamtheater Tankstelle | Am Einlaß 2a | 20 Uhr
Tickets: 089 2604333 | www.teamtheater.de

Eigentlich sind Punch und Judy klassische Figuren aus dem englischen Kasperltheater, so ähnlich wie Kasperl und Gretel. Die schwarzhumorige britische Filmregisseurin Debbie Isitt hat die Figuren zum Aufhänger ihres Stücks »Mr. Punch and Mrs. Judy« gemacht. Leibhaftig auf die Bühne geholt, sind Punchs Gewaltausbrüche allerdings nicht lustig. Das ist häusliche Gewalt ja nie. Die gelobte Inszenierung der Neuen Bühne Bruck vom letzten Jahr zeigt, wie die unkalkulierbare Brutalität des Mannes die Beziehung vergiftet und irgendwann selbst Judy sich den Terror ihres psychisch gestörten Mannes nicht mehr schönreden kann. Doch der Gang zu Ärzten, Juristen, Sozialarbeitern und Polizei erweist sich als sinnlos. Also nimmt Judy die Sache selbst in die Hand. Und das wird für Punch gar nicht lustig.

Ab 27. Februar

ATMEN

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | 20 Uhr
Tickets: 089 32195533 | Termine: www.metropoltheater.com

»Ich könnte sieben Jahre lang jeden Tag nach New York und zurück fliegen, und mein CO₂-Fußabdruck wäre immer noch nicht so groß, wie wenn ich ein Kind kriege.« Richtig, denn jedes nicht in die Welt gesetzte Kind bedeutet einer Studie zufolge 58,6 Tonnen CO₂-Einsparung pro Jahr und Kinderlossem. Wer will also heute noch ein Kind? Das Paar in Duncan Macmillans »Atmen« zum Beispiel. Filme im Original mit Untertiteln anschauen, genügt ihnen nicht mehr, Müll trennen und Fairtrade kaufen auch nicht. In der Schlange an der Ikea-Kasse ploppt das Babythema auf und lässt sie nicht mehr los. Macmillan schildert nun zwei Entwürfe eines Lebensmodells in rasanten Zeitsprüngen von der Wiege bis zur Bahre und streift dabei die großen Daseinsfragen im Kosmos einer Kleinfamilie.

**Nie wieder.
Schon wieder.
Immer noch.**

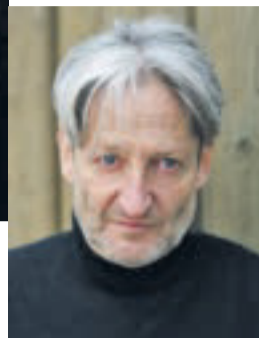
**Rechtsextremismus
in Deutschland
seit 1945**

29|11|2017 – 02|04|2018
NS-Dokumentationszentrum
München
www.ns-dokuzentrum-muenchen.de





In der verschrobene finnischen Brotschlangen-Ballade »Wer Hunger hat, soll Vögel gucken« kommt es zum Streit ums Rauchen | © Holger Borggreffe



Robert Spitz | © Saskia Pavek

Die Blaue Maus kriegt den Blues

Nicht aber der neue Theaterleiter Robert Spitz. Der Schauspieler will fast ohne Geld viele Pläne verwirklichen. Auch mit Zauberei.

GABRIELLA LORENZ

Seinen ersten großen Auftritt hatte Robert Spitz 1985 in München: Da spielte er in Herbert Achternbuschs »Gust« am Residenztheater. Er trat aber weder auf noch ab, sondern lag die ganze Zeit verröchelnd als Lies im Sterbebett, während Sepp Bierbichlers Gust einen großen Wutmonolog ins Publikum spuckte. Wenn die Lies stöhnend aus dem Bett fiel, packte der Gust sie grob wieder hinein. Die Achternbusch-Inszenierung war ein Renner und machte Robert Spitz bekannt. Der Schauspieler war u. a. am Schauspielhaus Hamburg engagiert, an den Münchner Kammerspielen, dem Volkstheater und der Schauburg. Und zwischen verschiedenen Filmrollen oft in der freien Münchner Szene unterwegs, auch als Regisseur.

Vor 20 Jahren schuf er sich ein zweites Standbein als Schauspiellehrer, Coach und Dozent an verschiedenen Akademien. Für das Münchner Theater Halle 7 leitete er ab 2011 das Projekt Acting for Film 3. Halle 7 bot beschäftigungslosen Schauspielern für einige Monate, bezahlt vom Arbeitsamt, Workshops, Coaching und eine öffentliche Produktion, um sie in neue Engagements zu bringen. Diese Weiterbildungsinstitution übernahm das Theater Werkmünchen, das nun der Filmemacher Holger Borggreffe und eben Robert Spitz führen. Dadurch ist ihm mit 62 Jahren eine neue Funktion zugewachsen: Seit September ist er Intendant des Theaters Blaue Maus.

1993 eröffneten Claus und Sigi Siegert im früheren Kunstteller Neuhausen ihr Theaterchen mit 45 Plätzen. Sie benannten es nach der Kult-Kleinkunsthöhle Blaue Maus in Sigis Heimat Saarbrücken. 2017 zog sich das Ehepaar zurück, Nachfolger sollte vergangenen Juli das Werkmünchen werden. Weil dessen Führungsteam aber wegen eines Todesfalls auseinanderbrach, ist jetzt Robert Spitz das Gesicht und der Leiter der Blauen Maus. Er nennt sie kurz die Blaumaus.

Schwierig wird die Finanzierung. Die Siegerts erhielten eine städtische Jahresförderung, die fällt jetzt weg. Ein neuer Betreiber muss sich erst drei Jahre durchwursteln, ehe er Jahresförderung beantragen kann. Werkmünchen steuert eine gewisse Rücklage bei, Spitz hofft natürlich auf Einnahmen, die bei 45 Plätzen überschaubar sind, sowie auf Subventionen für einzelne Produktionen. Von fünf Anträgen ist einer schon zugesagt für das Kinder- und Jugendtheaterprojekt »Spielverderber« von Schauspielerin Sabine Zeining und Peter Rinderknecht im Frühjahr. 2018 müsse man von der Hand in den Mund leben, sagt Spitz. Doch er ist »wild entschlossen, einen Spielbetrieb zu installieren«, um später wieder dauerhaft gefördert zu werden: »Ohne Subventionen geht's nicht, das wäre Selbstausbeutung.«

Das Programm musste er seit September aus dem Boden stampfen. Für die nächsten zwei Monate präsentiert er dank seiner guten Kontakte in der Theaterszene eine beachtliche Bandbreite. Am 9. Februar hat eine eigene Inszenierung Premiere: die deutsche Erstaufführung »Wer Hunger hat, soll Vögel gucken« der finnischen Autorin E.L. Karhu. Spitz möchte sich auf zeitgenössische Dramatik konzentrieren, auch auf Ur- und Erstaufführungen Münchner Autoren. Mit Regisseuren wie Eos Schopohl, Jochen Strodthoff und Bülent Kullukcu will er »künstlerische Partnerschaften anstiften«, damit sie als Stamm kontinuierlich hier arbeiten und das Theaterprofil prägen. Werkmünchen wird regelmäßig seine Aufführungen zeigen, dazu kommen Gastspiele und verschiedene Reihen. Alle zwei bis drei Monate soll der Magische Zirkel einen Zauber-

abend veranstalten. Einmal monatlich gibt's die Blues-Session »Stormy Wednesday«. Und am 15. Februar kommt erstmals Martin Umbach mit seiner Lesereihe »Erhörte Wünsche«. Da kann jeder Zuhörer einen Text mitbringen, »egal, ob das Tagebuch der Oma, ein Celan-Gedicht oder einen nie abgeschickten Leserbrief«, erklärt Spitz. Ab 18.30 Uhr wird Umbach alles durchsehen, auswählen, ordnen und dann ab 21 Uhr lesen. Außerdem strebt Spitz Koproduktionen und Austausch mit anderen Theatern an, etwa mit dem Altstadttheater Ingolstadt oder den Kammerspielen Seeb in Kloten bei Zürich.

Derzeit ist der Spielplan noch recht gestückelt, später sollen eigene Produktionen bis zu zehn Mal gespielt werden. Stemmen kann der Hausherr das nur mit helfenden Mitarbeitern wie seiner Dramaturgin Barbara Kastner. Die Musiktheater-Regisseurin Cornelia Müller, mit der Spitz viel gearbeitet hat, unterstützt ihn mit der Grafik der Programmflyer und einem Bühnenbild. Er hofft, einen Kreis von Leuten zu schaffen, an den er delegieren kann. »Ich will nicht jeden Abend im Theater sein müssen«, sagt er. Denn Spitz wird weiterhin unterrichten und als Schauspieler tätig sein – er muss fürs eigene Leben Geld verdienen. Eigentlich wollte er ja noch kurz zuvor fest ans Theater Landshut gehen bis zur Rente. »Jetzt ist's anders gekommen«, lächelt er. ||

WER HUNGER HAT, SOLL VÖGEL GUCKEN

Theater Blaue Maus | Elvirastr. 17a | 9., 10., 14., 16., 17., 21., 23. Feb., 2., 3. März | 20 Uhr | Tickets: 089 182694 karten@theaterblauemaus.de

Lizenz zur Weltrettung

Das TamS in Bestform: Die Warnung »Vorsicht Sturzgefahr!« hält Maria Peschek und Anette Spola nicht von ihrer clownesken Mission ab.



Beppi (Anette Spola, l.) und Charlie (Maria Peschek) retten die Welt – oder doch nicht? | © Hilda Lobinger

Schon vier Mal waren die bayerischen Existenzclowns Beppi und Charlie seit 2003 auf der Bühne des TamS in geheimer Mission unterwegs. Und sind immer krachend gescheitert. Die Kabarettistin/Autorin Maria Peschek als energischer Charlie und die Schauspielerin/Regisseurin Anette Spola als zögerlicher Beppi sind ein wundersames Traumpaar der hintersinnig-verqueren Komik geworden. Nun hat es die beiden in Maria Pescheks neuem Stück »Vorsicht Sturzgefahr!« in ein seltsames Niemandsland verschlagen, vermutlich ins Jenseits. Da sitzen sie, vogelwild hippiesk ausgestattet mit bunten Wuschelperücken und Glitzerklamotten, und betrachten die Welt von oben durch verschiedene Brillen. Durch die rosafarbene ist das, was sie sehen, noch am erträglichsten, aber Charlie beschließt: »Es hilft nix, wir müssen nochmal runter.« Jedoch selbst zum Welt-Retten – darum geht es unausgesprochen – brauchen sie eine Lizenz und müssen dafür Prüfungsaufgaben meistern. So ist der Weg zur Lizenz das Ziel dieser federleichten Absurdität, die Anette Spola inszenierte.

Dieser Weg ist zunächst sumpfig und führt ins Nirgendwo. Manchmal teilt sich eine sechseckige Schiebewand (Ausstattung: Claudia Karpfinger, Katharina Schmidt und Lorenz Seib). Dahinter treiben zwei merkwürdige Männer mit Mr.-Spock-

Frisuren (Burchard Dabinnus und Helmut Dauner) ihr Wesen und tauchen in stummen Kurzscenes in immer anderen Verkleidungen auf. Wer sind sie? Kaffee kochende Praktikanten oder womöglich Spione? Man wird es nie erfahren. Bunte Bällchen purzeln über die Bühnenschräge, vielleicht die Punkte der Bewertung. Eine Unmenge farbiger Papierblätter schneit von oben und muss nach Themen geordnet werden – Klima, Rüstung, Umwelt etc.: »Wo tun wir das jetzt hin?« Beppi juckt's am Rücken, Charlie schaut nach: »Du hast da einen Antisemitismus.« Ein Zeckenrest bleibt allerdings stecken. Charlie schimpft über ein schlecht geschmiertes Butterbrot: alle Butter in der Mitte, nichts am Rand. Da hat Beppi ein Déjà-vu: »Diese Szene haben wir schon einmal gespielt.« In der Tat, in einem früheren Stück. So brechen die beiden auch selbstironisch die Theater-Illusion.

Nichts wird hier verortet oder erklärt, alles bleibt in der Schwebe. Als (meist) leise Groteske mit zwei hinreißend komischen Darstellerinnen, als Nonsens pur in einem Reich unbegreiflicher Verrücktheiten, das erstaunlich der Politik ähnelt. Die Weltrettung hängt an einem Faden, aber man streitet über die Farbe dieses Bändchens an einem Sprengsatz. Da steigt Charlie Peschek aus, schreit wütend nach dem Dramaturgen. Nach 70 Minuten ein Ende mit Knalleffekt. || lo

VORSICHT STURZGEFAHR!

TamS-Theater | Haimhauser Str. 13 a | bis 3. März
Mi-Sa 20.30 Uhr | Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

<p>ABDELKARIM Staatsfreund Nr. 1 03.03.2018 Audimax der LMU</p>	<p>JOSEF HADER Hader spielt Hader 17. + 18.03.2018 Audimax der LMU</p>	<p>NICO SEMSROTT Freude ist nur ein Mangel an Informationen 3.0 28.04.2018 Audimax der LMU</p>
<p>TORSTEN STRÄTER Es ist nie zu spät, unpünktlich zu sein 28.04.2018 Circus Krone</p>	<p>HELGESCHNEIDER Ene mene mope! 03. - 06.05.2018 Circus Krone</p>	<p>BODO WARTKE Was, wenn doch? 15.05.2018 Circus Krone</p>
<p>ECKART VON HIRSCHHAUSEN Endlich 16. + 17.05.2018 Circus Krone</p>	<p>DREIQUARTELBLUT Neues Programm Premiere 02.10.18 Circus Krone</p>	<p>DIETER NUHR Nuhr hier, nur heute 29.09.2018 Circus Krone</p>
<p>ERWIN PELZIG Weg von hier 18.10.2018 Circus Krone</p>	<p>MICHAEL MITTERMEIER Lucky Punch – Die Todeswuchtel schlägt zurück 03. + 04.10.2018 Circus Krone</p>	<p>OLAF SCHUBERT Sexy Forever 24.10.2018 Circus Krone</p>

Tickets an allen bek. VVK-Stellen: Eventim www.eventim.de • 0 18 05-57 00 70
Münchenticket www.muenchenticket.de • 0 89-54 81 81 81
Veranstalter: Eulenspiegel Concerts / www.eulenspiegel-concerts.de

Erlebnisparkours für Füße, Augen und Ohren

Mit Musiktheaterschwerpunkt und doppelt so vielen Produktionen kehrt das »Anfänge(r)«-Festival für die Allerkleinsten als »Kuckuck« wieder.

SABINE LEUCHT

Gleich zwei Mal geht es um die Wege, die kleine Füße schon gehen können. Um das Staunen über die ersten eigenen Schritte in »Holperdiestolper«, die einen zu allem, wohin die Neugier will, viel schneller hinkommen lassen. Was das sein kann – von der schimmernden Kastanie bis zum Freund fürs Leben – zeigen »die exen« aus Passau in »Unterwegs«. Bis dieses Stück für Kinder ab zwei Jahren über die Bühne geht, haben wir allerdings schon den halben Erlebnisparkours hinter uns, den das am 14. März beginnende »Kuckuck«-Festival für Groß und Klein bereithält.

»Kuckuck«? »Kuckuck« ist der neue Name für das Festival »Anfänge(r)«, das Mascha Erbelding vom FigurentheaterForum im Münchner Stadtmuseum und Frank Striegler von der Familienbildungsstätte Elly Heuss-Knapp seit 2009 schon neun Mal gemeinsam gestemmt haben. Weil die Mittel für das noch immer neue Feld des Theaters für die Allerkleinsten knapp sind, hatten die beiden neben treuen Sponsoren immer auch eine Riesenportion Improvisationstalent und Zuversicht nötig, um jährlich bis zu fünf feine kleine (und meist im Nu ausverkaufte) Produktionen für Kinder unter sechs Jahren in die Stadt zu

holen. Striegler: »Man muss dafür brennen, dann geht das schon!«

Neben dem neuen Label kommt heuer mit der Schauburg unter Andrea Gronemeyer auch ein finanzkräftigerer Partner mit ins Boot. Und auch er brennt. Gronemeyers Mannheimer Schnawwl war von 2006 bis 2008 Teil eines Pilotprojekts zur Erforschung der Möglichkeiten der in Deutschland mit einiger Verspätung angekommenen neuen Zielgruppenkunst. Ihr Mitwirken senkt sicher nicht die Qualität, erhöht aber die Zahl der Gastspiele im zehnten Festivaljahr mit einem Schlag auf acht – das Schauburg-eigene »Holperdiestolper« nicht mitgerechnet, das die neue Intendantin aus Mannheim mitgebracht hat. Ebenso wie den aktuellen Musiktheater-Schwerpunkt für das bisher reine Figurentheaterfestival und einen imposanten »Klang Spiel Platz«, der im Stadtmuseum zum Sich-Ausprobieren an allerlei Instrumenten und Alltagsgegenständen einlädt.

Aber auch einen Kompositionsworkshop bietet Kuckuck an. Das klingt ein wenig hochtrabend bei einem Festival, das mit »Trommeln« aus Belgien sogar acht Monate junge Babys willkommen heißt. Doch Zweifeln ist

erlaubt. Gronemeyer erzählt von ihrer anfänglichen »sprechtheatergeschulten Skepsis«, Striegler davon, wie engagiert er auf einem Berliner Podium noch gegen Theater für Zweijährige gewettert hatte. Das war, bevor die Erweckerlebnisse kamen, Begegnungen mit künstlerischer Sorgfalt, Einfallsreichtum und sehr viel Lust auf ein Publikum, das in der sogenannten vornarrativen Phase eigentlich ganz ähnlich angesprochen werden will wie aufgeschlossene Theaterzuschauer heute: mehr installativ und performativ als via Rollenspiel, mehr assoziativ als linear erzählend – und gerne mit allen Sinnen.

Dass herkömmliches Schauspielerteater das auch kann, zeigt das Stuttgarter JES in einem theatralen Suchbild nach dem Muster der Wimmelbücher von Ali Mitgutsch und Co. in »Unsere große Welt« (2+). Die Eröffnungproduktion »Hui!« ist eine dahingehauchte bis stürmisch tönende Sache für einjährige Ohren mit drei Blasmusikprofis aus den Niederlanden, in »Zweieinander« (3+) erkunden ein Trompeter und ein Tombakspieler das Mysterium des Sozialen – und die »Painting Songs« laden Zweijährige zur Geräuscherforschung ein. Und auch wenn bei der Programmvor-

stellung der Hirnforscher Gerald Hüther zitiert wird – mit Synapsen, die sich in den ersten 19 Lebensmonaten bilden –, letztlich geht es vor allem darum, beim gemeinsamen Zuschauen und -hören lustige, verrückte und bereichernde Erfahrungen zu machen. Auch Münchner Theatermacher sind dazu eingeladen, denn hier ist in diesem Bereich noch viel Luft nach oben. Und da diese Theaterform meist ohne Sprache auskommt, ist sie auch für Nicht-Muttersprachler ideal: zum Beispiel eine südafrikanische Figurentheater-Produktion im Bunraku-Stil, die man sich laut Erbelding zum Jubiläum »gegönnt« hat, oder »Die Sachenfinderin« (3+), ein Objekttheaterstück aus Bad Waldsee mit Apfelkuchenduft inklusive. Mmh! ||

KUCKUCK THEATERFESTIVAL FÜR ANFÄNGE(R)

Schauburg am Elisabethplatz, Münchner Stadtmuseum/FigurentheaterForum, Evangelische Familienbildungsstätte Elly Heuss-Knapp | 14. bis 19. März
Termine und Kartenreservierung
www.kuckuckfestival.com



»Holperdiestolper« – laufen lernen mit Figuren | © Christian Kleiner

CHRISTIANE WECHSELBERGER

»Eine Kindertragödie« nannte Frank Wedekind sein 1891 veröffentlichtes Drama über eine Gruppe Jugendlicher, die an den Moralvorstellungen von Eltern und Lehrern zugrunde geht. Obgleich satirisch angehaucht, ist »Frühlings Erwachen« im Kern tatsächlich eine Tragödie. Moritz (Pan Aurel Bucher) nimmt sich wegen schlechter Noten das Leben, weil er seine Eltern nicht enttäuschen will. Wendla (Helene Schmitt) stirbt an einer verpfuschten Abtreibung, da ihre Mutter sie partout nicht aufklären wollte. Martha (Anne Bontemps) wird von ihren Eltern misshandelt. Melchior (Janosch Fries) kommt wegen Unmoral in die Besserungsanstalt – er hatte Moritz eine Aufklärungsfibel gebastelt und Wendla geschwängert – und seine vordergründig progressive Mutter (Simone Oswald) unternimmt nichts dagegen. Wedekind war seiner Zeit mit dem gesellschaftskritischen Stück, das 1906 uraufgeführt wurde, weit voraus.

Regisseur Jan Friedrich, der Puppenspielkunst studiert hat, hat vielleicht deshalb die auf das Kernpersonal beschränkten Figuren zu Puppen verfremdet. Die Schauspieler tragen glänzende, pausbäckige Kindermasken zu Babydoll-Kleidchen und Matrosenkrägen. Sie staksen mit steifen Armen und Beinen herum, als hätten sie keine Gelenke. Die Beine gestreckt, die Zehen angezogen, die Arme am Körper, führen sie monotone Bewegungen aus wie mechanische Figuren in einem Diorama. Die starren Verrichtungen ergeben immer wieder auch eine lautmaleri-

In der Puppenstube

Jan Friedrich bebildet »Frühlings Erwachen« in der Schauburg mit exaltierten Kunstfiguren.



Melchior (Janosch Fries, 3. v.l.) allein unter den Reptilien der Besserungsanstalt | © Judith Buss

sche Choreografie. Das Nudelholz rollt, das Bügeleisen zischt, die Geräusche akzentuieren rhythmisch den Text. Der kommt nicht von den handelnden Schauspielern, sondern von den Kollegen. Mit künstlich hohen Stim-

men synchronisieren die Männer die Frauen und umgekehrt. Kostüm- und Bühnenbildner Alexandre Corazzola hat ein 19.-Jahrhundert-Puppenhaus auf die Bühne gestellt. Links das Klassenzimmer, in der Mitte das gutbürgerli-

che Entree und rechts die Toilette, auf der auch mal onaniert wird.

Auf dieses Puppenhaus werden auch Bilder einer Gegenwelt projiziert. Da tragen Wendla, Melchior, Moritz und die anderen keine Masken und sprechen mit ihrer eigenen Stimme. Da leben die Jugendlichen ihre Sehnsüchte aus, da reden sie über ihre Träume, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen. Da werden aus den Kunstfiguren Menschen, die berühren. Da bettelt Wendla um Zuwendung, und Melchior schwingt sadistisch die Peitsche, bevor sie später wieder maskiert Barbiepuppensex haben.

Die Exaltiertheit der Kunstfiguren funktioniert über weite Strecken gut. Wenn Mutter Bergmann (David Benito Garcia) zuckend und zappelnd vom Stuhl fällt, wenn sie Wendla das Märchen vom Klapperstorch aufbindet und die nicht aufhört nachzubohren. Da tritt die Sprachlosigkeit der Eltern hysterisch zutage. Ausgerechnet im Auftritt des Rektors als lächerlicher Giftzwerg, der mit winzigen Füßchen aufstampft, als er Melchior relegiert, verharmlost Friedrichs Inszenierung allerdings das repressive System aus Gängelung, Bevormundung und Verboten, dem die Jugendlichen ausgesetzt sind. ||

FRÜHLINGS ERWACHEN

Schauburg | Elisabethplatz | 1. März | 11 und 19 Uhr | 2. März | 10 Uhr | 3. März | 20 Uhr
Tickets: 089 23337155 | www.schauburg.net

Anzeige



JANIS RAFA

CONFIGURATION OF THE MAN THAT HAS SEEN WITHOUT BEING SEEN

30.01.–04.03.2018
VILLA CONCORDIA
CONCORDIASTR. 28
BAMBERG

AUSSTELLUNG MIT VERNISSAGE AM 29.01.2018 UM 19 UHR
ÖFFNUNGSZEITEN: MO-DO 8-12 UHR & 13-15 UHR
FR 8-13 UHR / SA & SO & FEIERTAGS 11-16 UHR
EINTRITT FREI / WWW.VILLA-CONCORDIA.DE





Oliver Nägele, Nikolaus Habjan und Arthur Klemt (v.l.) im Dienst der Puppen | © Thomas Dashuber

GABRIELLA LORENZ

Der Grazer Puppenspieler Nikolaus Habjan, erst 30 Jahre alt, macht gerade als Überflieger Regie-Karriere. Berühmt wurden seine Soli »Herr Karl« und »F. Zawrel« mit jeweils mehreren Puppen. An der Bayerischen Staatsoper inszenierte er vor einem halben Jahr Webers romantische Oper »Oberon« als fantastisches Menschen-Experiment mit Puppen und Sängern. Um ein Menschen-Experiment geht es auch in Marivaux' Rokoko-Komödie »Der Streit« von 1744. Hier schafft es der Regisseur Habjan im Cuvilliéstheater, dass seine von ihm als Puppenführer angelernten vier Darsteller mit den kleineren Figuren so verschmelzen, dass sie manchmal hinter ihnen verschwinden.

Eine ältlich-schrullige Rokoko-Feministin zetert von der Königsloge herab mit ihrem Prinzenfreund auf dem Proszenium – beides lebensgroße Klappmaul-Figuren. Den Streit, ob Männer oder Frauen zuerst untreu werden, soll ein schon vor Jahren inszenierter Laborversuch klären: Sechs Kinder wuchsen völlig

isoliert einzeln auf, nur versorgt und erzogen von dem Dienerpaar Carise und Mesrou. Nun werden sie aufeinander losgelassen, um die Liebe zu erproben. Die Adligen schauen zu aus einem steril-weißen Anatomie-Hörsaal (Drehbühne: Jakob Brossmann und Denise Heschl, sie schuf auch die Kostüme).

Aus dessen Halbrund tritt Eglé in die Welt, wie alle anderen zunächst nur eine nackte hölzerne Malerpuppe ohne Unterleib. Sie verliebt sich sofort – in ihr Spiegelbild in einem Bach. Narziss grüßt. Oliver Nägele gibt diesem unerträglich eitlen Girlie so überzeugend Stimme und Bewegung, dass man vergisst, dass da ein Mann spricht. Eglé trifft auf Azor (Arthur Klemt), beide schwören sich sogleich ewige Liebe. Carise mahnt zu vorübergehender Trennung. Sie und Mesrou werden ohne Puppen von allen Darstellern im Wechsel gespielt. Nach und nach werden die Holzfiguren bekleidet, also zivilisiert. Kaum erscheint die nächste Probandin Adine (Mathilde Bundschuh), schon tobt der schönste

Triebe gegen Treue

Regisseur Nikolaus Habjan sezziert in »Der Streit« von Marivaux das Wesen der Verliebtheit.

Zickenkrieg. Natürlich spannt Eglé ihr sofort den Freund Mesrin (Habjan selbst, er altert mit Manuela Linshalm) aus. Die Jungs jedoch werden beste Freunde, der Regisseur führt sie in aller Unschuld zum veritablen Koitus mit einem Orgasmus, der die Bühne vibrieren lässt. Die Schauspieler verknäueln sich dabei derart fast unsichtbar unter den Puppen, dass man rätselt, wem welches Bein gehört.

Die egozentrische Eglé behielte gerne beide Männer und leidet, weil sich Azor mit Adine verbündet hat. Alles löst sich in einer wilden Gruppensexorgie – auch dies schlicht den Trieben folgend in unschuldiger Selbstverständlichkeit. Zuschauerin Hermiane wütet empört, bis das dritte Versuchspärchen vom Schnürboden einschwebt. Die zwei sind sittem und treu sich selbst genug. Und entschwinden wieder leblos unbewegt nach oben, während unten die ineinander verschlungenen Puppen ihr Leben aushauchen – ein Liebestod. Um anschließend sezziert und in die Pathologie

verfrachtet zu werden. Und im Hörsaal steht der Sänger Kyrre Kvam, der Liebeslyrik von Louïze Labé aus dem 16. Jahrhundert in melancholische Lieder gegossen hat.

Pierre Carlet de Marivaux war ein Aufklärer, wohl auch Zyniker. Er zeigt den manipulierten Menschen, Habjans Puppenversion liefert eine schlüssige Interpretation, nicht ohne gendertheoretischen Ansatz. Das ist oft komisch, aber keine Komödie. Die zum Leben erweckten Figuren ziehen unwiderstehlich in Bann. Wenn sie sehnsüchtig ihre langen Arme ausstrecken, die Köpfe zum Kuss wenden, werden Gefühle sichtbar. Und wie die Schauspieler sie sensibel führen, sich dahinter zurücknehmen und dennoch alle Emotionen der Stimme hineinlegen, ist große Kunst. ||

DER STREIT

Cuvilliéstheater | 9. Feb., 5. März | 20 Uhr
4. März | 19 Uhr | Tickets: 089 21851940
tickets@residenztheater.de

Duell ohne Sieger

Nur die Uhr kündigt in Daniel Kehlmanns schlagzeilenhaftem »Heilig Abend« von einer finalen Explosion. Thomas Birkmeir inszenierte spannungsfrei im Residenztheater.

SABINE LEUCHT

»Ein Stück für zwei Schauspieler und eine Uhr«, nennt Daniel Kehlmann seinen Einakter »Heilig Abend«. Und so zeigt sich die Zeit mit leuchtenden Ziffern am Bühnenportal, unter dem Thomas Birkmeir die Schauspieler Sophie von Kessel und Michele Cuciuffo in einen nackten Büroraum verpflanzt hat. Die digitale Uhr läuft von 22.30 Uhr bis Mitternacht am Weihnachtsabend. Denn dann wird vielleicht eine Bombe hochgehen. Und parallel dazu – wenn auch um zwei Stunden versetzt – misst sie auch die Aufführungsdauer.

Die Bühne des Resi, der Andreas Lungenschmids in einem stumpfen Winkel zusammenlaufende Fensterfronten nur ihre Tiefe nehmen, ist viel zu groß für einen Verhör-raum; die hinter dem noch mit Plastik verklebtem Glas zu ahnenden Leitern lassen auf eine verlassene Baustelle schließen. So wirkt auch der Typ, der nun mit Kaffeepapbecher zwischen den Zähnen hereinkommt, in diesem provisorischen Rahmen gleich unseriös: Hat er die an das Waschbecken gefesselte Frau rechtmäßig verhaften oder heimlich verschleppen lassen? Ist der Terrorverdacht gegen sie real?

Schon der Text des erst jüngst zum Dramatiker mutierten Romanautors (»Die Vermessung der Welt«, »Tyll«) umgibt seine Figuren mit einem Mysterium, das von Terrorismus und Unterdrückung, Politik und Privatheit, der Freiheit der Gedanken und der Enge des staatlichen Sicherheitsnetzes raunt. Und das alles im Dienst der eigentlich interessanten Frage, ob Attentate heute noch intellektuell begründet werden können oder den »Dschihad-Idioten« alleine gehören. Die Philosophieprofessorin, die im Programmheft Judith heißt, zitiert Platon (»Besser Unrecht leiden

als Unrecht tun«), er – »Thomas« – die selbstgewisse Arroganz des Überwachungsstaats. Und in unglaublicher Breite werden beider Lebens- und Liebesumstände diskutiert, wenn man bedenkt, was hier doch angeblich auf dem Spiel steht.

Während es von Kessel mit der Vielfalt an emotionalen Kapriolen, derer sie mächtig ist, noch leidlich gelingt, ihre Figur lebendig zu machen, hat Cuciuffo seine liebe Mühe damit, das Knistern des Papiers zu übertönen, auf dem die oft schlagzeilenhaften Sätze geschrieben sind, von denen er jede Menge aufzusagen hat. So verpufft die Spannung, die sich zwischen der systemkritischen Intellektuellen und dem cholischen Bad Cop dringend aufbauen müsste, im leeren Bühnenraum, der sich auch für das kleine Stück als zu groß erweist. Die Idee ist wohl, dass darin auch der Abwesende Platz einnehmen soll, für den Thomas sogar einen dritten Stuhl mitgebracht hat: Judiths in einem Nebenraum festgehaltener Exmann, der sie mit einem halben Dutzend Studentinnen betrog. Dies alles und noch viel mehr weiß der Zeit- und Genauigkeitsmaniac, der selbst Judiths Habil-Schrift über Frantz Fanons »Die Verdammten dieser Erde« gelesen hat. Wer für die Bombe verantwortlich ist und ob es sie gibt, weiß er nicht. Und für einen Moment keimt der Verdacht auf, Thomas könne in Wahrheit ein simpler Stalker sein. Dann jedoch nimmt der Abend eine Wendung, bei der man sich fragt, woher Kehlmann sein Frauenbild bezieht und was dieses Stück eigentlich sein will: ein Bewerbungsschreiben für ein »Tatort«-Drehbuch der verkopfteren Art? Polit-Theater? Oder doch nur eine Liebesgeschichte?

Während die beiden Schauspieler so agieren, als stünde die TV-Kamera schon parat,

leiht sich der Abend seine Spannung von der Uhr, die die finale Explosion oder zumindest das Finale der Aufführung anzeigt. Und dann ist es »High Noon«, nur mitten in der Nacht. Und das verbale Duell endet ohne Sieger. ||

HEILIG ABEND

Residenztheater | 16., 22. Feb., 3., 14. März
20 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

|| VORMERKEN! ||||||||||||

20. bis 23. Feb.

CALDERÓN: LEBEN = TRAUM

Pepper Theater Neuperlach | Thomas-Dehler-Str. 12 | 19 Uhr | Tickets: 089 63891843
www.kulturbunt-neuperlach.de

Im Rationaltheater und im Keller der kleinen Künste hatten ein paar dem Experimentellen zugeneigte junge Theatermacher eine Heimat gefunden. Nach der Schließung des Kellers zogen sie mit dessen Leiterin Bahar Auer nach Neuperlach ins Pepper. Dominik Frank ist einer von ihnen, und er nimmt sich gern der schweren Sujets an. Pedro Calderón de la Barcas Versdrama »Das Leben ein Traum« aus dem 17. Jahrhundert dient ihm als Vorlage für eine Reflexion über Schicksalhaftigkeit. Wegen einer astrologischen Prophezeiung lässt König Basilio seinen Sohn Segismundo abgeschottet von der Außenwelt aufwachsen. 18 Jahre später holt er ihn doch an den Hof – und die Voraussagen werden wahr. Also muss Segismundo zurück in seinen Kaspar-Hauser-Kerker und bekommt erzählt, alles sei ein Traum gewesen.

ERLEBEN

& EINKAUFEN

ENTDECKEN

HANDWERK & DESIGN
auf der Internationalen Handwerksmesse

07.-13.03.2018
Messegelände München
www.ihm-handwerk-design.com

Anzeige

Mit Huhn und Haar

Christian Stückl nähert sich in »Mein Kampf« George Taboris Witz mit angezogener Handbremse.



Ekelpaket Hitler (Jakob Immervoll) im Schatten von Herzls (Pascal Fligg) Nächstenliebe | © Arno Declair

seine Bedürftigkeit – und nährt damit einen seltsamen Abwehrreflex und Hitlers antisemitische Triebe.

Als Taboris Farce unter seiner eigenen Regie 1987 uraufgeführt wurde, brach dieser literarische Ausbund an jüdischem Humor allerlei Tabus. Gut dreißig Jahre später hat Christian Stückl verständlichen Respekt vor der Vorlage und vielleicht auch die Ahnung, dass nur ein Jude das Recht hat, deren bösen Witz voll und ganz auszuschlachten. Und weil Stückl als Spielleiter der Oberammergauer Passionsspiele sowieso dieses Religionsding laufen hat, setzt er auf den Gotteszweifler in Herzl, der sich in Gestalt von Pascal Fligg dazu zwingen muss, dem hypochondrischen Mächtegernekünstler und metaphern-verdrehenden Dampfplauderer die Liebe entgegenzubringen, die das Stück vorschreibt. Auch weil Jakob Immervolls straffer Ekelpaket-Habitus in keinem Moment das Rührende im jungen Hitler hervorkehrt. Beide Akteure schlagen sich wacker mit ihren Rollen und Taboris politisch unkorrektem Humor, man spürt aber stets auch die Anstrengung, die es sie kostet – und Stückls angezogene Handbremse aus Angst vor dem Schenkelklopfer. Damit werden auch Szenen selten, in denen der Abend entspannt ins Groteske abhebt. Fliggs chaplineskes Schuhwichstänzchen ist so ein Moment. Ansonsten hält man sich bis zur Pause an den flirrenden Timocin Ziegler, der es fertigbringt, barfuß und schweren Schrittes die steile Stiege hinauszugehen. Es ist vielleicht etwas zu viel Jack Sparrow in diesem zugleich verlottert und blasiert wirkenden Jesus, der in Wahrheit der arbeitslose Koscher-Koch Lobkowitz ist. Doch allein, wie Zieglers Augen in einer Mischung aus Wahnsinn und blanker Spiellust blitzen, wenn er sich im Hintergrund beömmelt, als Hitler Schlomo sein Bild »Kukuruz im Zwielight« zeigt, da lebt das Stück. Zwischen dem Juden mit den dunklen Schläfenlocken, der stets das Gute will, und dem Bösen in Lederhose, dem er sogar die ikonografische Haar- und Bartfrisur erschaffen hat, funkt es dagegen einfach nicht richtig. Deshalb wird die Zeit nach der Pause, wo die beiden viel miteinander

der alleine sind, lang. Ein Lichtblick ist Julia Richter als Gretchen, die pippi-langstrumpfhaf unbefangen die (physische) Liebe verkörpert, nach der die verklemmten Protagonisten sich sehnen. Dagegen liefert Carolin Hartmann als kettenrauchende Frau Tod in Uniform eher eine Kabarettnummer ab. Ein Hingucker ist das lebendige Huhn, das dafür entschädigt, dass der verwegene Ziegler erst

zur finalen Kochshow wiederkommt. Wo er mit großem Aplomb – ein Huhn zubereitet. Au weia! ||

MEIN KAMPF
Volkstheater | 12. Feb., 4., 15., 26., 31. März
19.30 Uhr | Tickets: 089 5234655
www.muenchner-volkstheater.de

Lustige Wohngemeinschaft

Die neue GOP-Show »Appartement« bezaubert mit französischem Charme und toller Artistik.

PETRA HALLMAYER

Ihre pekuniäre Lage ist ganz und gar nicht rosig. Darum haben Madame und Monsieur du Fèvre beschlossen, jeden Winkel ihrer Altbauwohnung unterzuvermieten. Es ist eine verrückte, kunterbunte Wohngemeinschaft, die sich da in dem altmodisch ausgestatteten Salon versammelt. Darunter ein ganztags im Bademantel herumstreunender Student und Sprayer, ein skurriles männliches Zwillingpaar, ein wider Willen hoch oben im Bücherregal hausendes süßes Mädel und Madames athletischer Trainer, der im Gegensatz zu ihr selbst jede Stange äffchengleich erklimmt und mit dem sie girlichhaft turtelt. Als neueste Untermieterin schwebt ein feuerrothaariger Vamp im durchsichtigen Glitzerfummel herein, der allen Männern den Kopf verdreht und für den ersten Höhepunkt des Abends sorgt. Mit fantastischer Präzision wirbelt die unglaublich biegsame Vita Radionova faszinierende Lichtspiele zaubernd zahllose Hula-Hoop-Reifen umher.

Wie stets im GOP gibt es auch in der neuen Varietéshow »Appartement« unter Regie von Sabine Rieck wieder erstklassige Artisten und Akrobaten zu bestaunen. Der junge Belgier Thibault Theyssens, der mit einem sich drehenden Cyr-Reifen über die Bühne spaziert, als sei dies selbstverständlich, begeistert mit artistischer Raffinesse und poetischer Kraft. Der Kanadier Coen Clark erklimmt auf dem Russischen Barren halsbrecherisch eine Leiter.

Verbunden werden die Kunststücke durch kleine Pantomimen mit Stummfilmanleihen, die ein Geräuschemacher lustig untermalt. Madame und Monsieur, alias Philippe Trépa-

nier und Tamara Bousquet oder Les Deux de Pique, sind ein fabelhaftes clowneskes Duo. Wenn die beiden sich in hohem Bogen vorwärts und rückwärts Trauben in den Mund spucken oder die Messerwerfernummer parodieren, machen sie aus ihren Auftritten mehr als Pausenfüller. Und wie Monsieur einen Macho-Gockel persifliert, im hautengen Faschingsmexikanerkostüm rasant ein Diabolo umhersausen lässt und dabei demonstriert, wie flink und grazil sich auch ein Mann mit Bauch bewegen kann, ist köstlich.

Dramaturgisch erwies es sich allerdings als nicht sehr geschickt, mehrere Vertikalseil- und -tuchnummern zu präsentieren. So toll jede einzelne davon ist, es dämpft den Effekt. Da wäre ein überraschender Kontrast im Programm wirkungsvoller gewesen.

Es mag tatsächlich schon Abende gegeben haben, bei denen man im GOP häufiger den Atem angehalten hat. Doch diese Show hat so viel Charme, dass sie einen beschwingt und beglückt. Am Ende beweist David Louch, dass selbst Variétéklassiker neue Funken schlagen können, wenn man sie nur gewitzt abwandelt: Statt mit ollen Hüten jongliert der Kanadier ballettös tänzelnd mit Pümpeln, die er herrlich rhythmisch auf seinen nackten Bauch ploppen lässt. ||

APPARTEMENT
GOP Variété-Theater | Maximilianstr. 47
bis 25. Feb. | Di bis Do, 20 Uhr, Fr, Sa 17.30
und 21 Uhr, So 14.30 und 18.30 Uhr
Tickets: 089 210288444 | www.variete.de

SABINE LEUCHT

Schlomo Herzl wohnt im Volkstheater in einer Art Scheune, deren Diagonale an die Rampe grenzt. Doch der Ofen im Zentrum von Stefan Hageneiers grob gezimmerter Bühne erinnert an das in den KZ-Krematorien übliche Modell. Und dann ist da noch diese Luke in der Decke, aus der zu Beginn so malerisch der Schnee fällt.

Das Wiener Männerwohnheim, in dem George Taboris »Mein Kampf« spielt, liegt in München unter der Erde. Dort nimmt der jüdische Buchhändler Herzl den jungen Mächtegernekünstler Adolf Hitler unter seine Fittiche, wäscht dem verstopften Muttersöhnchen aus Braunau am Inn die schmutzigen Unterhosen, teilt sein Bett mit ihm und

Fade Faschingsgaudi

Billie Zöckler ist ein Lichtblick im Klamauk »Der Pantoffel-Panther«.

HANNES S. MACHER

Hasso Krause, Importeur von edlen Designerpantoffeln, ist finanziell am Ende. Seine Frau Hannelore, die sich durch Boutiquen und Delikatessenläden shoppt, darf von diesem Fiasko freilich nichts erfahren, zumal Hasso mit Minijobs, etwa als Hähnchen-Griller im Hühnerkostüm, Arbeit und Einkommen vortäuscht. Doch Freund Rüdiger (Andreas Windhuis als reichlich übertrieben tollpatschiger und neurotischer Zausel mit Mutterkomplex) unterstützt ihn nicht nur moralisch, sondern auch finanziell. Das reicht freilich nicht zum Überleben. Welch glücklicher Zufall, dass Luigi, ein Mafioso aus der Italo-Klischeekiste (Marko Pustišek), sich in der Wohnungstür irrt und bei Krauses landet. Zwei Millionen Euro bietet er Hasso, dem vermeintlichen Mafiamitglied mit dem Decknamen »Panther«, an, wenn er ein abtrünniges »Cosa Nostra«-Mitglied abknallt.

Die Story von Lars Albaum und Dietmar Jacobs ist ebenso ausufernd wie dürrt und mit peinlichen Unterhosenpräsentationen und läppischem Verkleidungs-Zinnober gar-

niert, die wirklich nicht vom Theatersessel reißen. Plattitüden bis zum Abwinken, die in Horst Johannings Regie und vor allem in Jochen Busses Verkörperung dieses »Pantoffel-Panthers« zum puren Klamauk ausufern. Mit seiner übertrieben outrierten Bühnenpräsenz, den aufgesetzten eckigen Bewegungen, seiner aufdringlichen Koketterie mit dem Publikum, vor allem jedoch mit seinem Spiel unter ständigem Bluthochdruck ist Busse zwar der Protagonist dieser Komödie, aber auch ihr Killer.

Wenigstens bringen Mia Geese als fröhliche Babsi vom Hähnchengrill und Matthias Kofler als gewitzter Raumausstatter, der das bürgerlich-verstaubte Wohnzimmer der Krauses (Bühne: Tom Grasshof) mit reichlich Ideen aufpeppen möchte, ein wenig Farbe in diese platte Komödie. Und natürlich Billie Zöckler. Als Hassos Gattin, das muntere und liebenswerte, mit sympathischer Naivität ebenso wie mit trockenem Humor gesegnete »Röschen«, ist sie ein Lichtblick in dieser an Trivialitäten schier überquellenden faden Faschingsgaudi. Ohne sie wäre der »Pantoffel-Panther« ein zahnloser Tiger. ||

DER PANTOFFEL-PANTHER
Komödie im Bayerischen Hof | Promenadeplatz 6 | bis 4. März | Mo bis Sa 19.30 Uhr, So 18 Uhr | Tickets: Tel. 089 292810
www.komoedie-muenchen.de



In dieser WG bekommt Rumhängen eine neue Bedeutung (James Holt und Tamara Bousquet) | © Alexander Dacos



»Ich mag kein Erklärbar-Theater«

Der Berliner Regisseur und Schauspieler Patrick Wengenroth leitet zum zweiten Mal das Augsburger Brechtfestival. Er erklärt, wie er an aktuelle Diskussionen anknüpfen will.

In den letzten Jahren monierten ja einige Kritiker, dem Festival fehlten große aufregende Inszenierungen.

Ich denke, das kann uns heuer niemand vorwerfen. Im vergangenen Jahr musste ich aufgrund der Schließung des Augsburger Theaters das ganze Programm umkrempeln. Jetzt haben wir eine tolle Interimsbühne im martini-Park, und die wollten wir nutzen. Es ist uns gelungen, Inszenierungen des Maxim Gorki Theaters und des Theaters Bremen nach Augsburg zu holen. Die touren international, und unser Budget ist beschränkt. Das war ein großer Kraftakt. Auf dieses Programm kann Augsburg stolz sein.

Ihr Motto lautet »Egoismus versus Solidarität«. Wollen Sie damit auf aktuelle gesellschaftspolitische Konfliktfelder verweisen?

Die Frage, wo wir in diesem Spannungsfeld stehen, treibt uns derzeit alle um. Einerseits wissen wir, dass wir ein privilegiertes Leben genießen, während anderswo bittere Not herrscht. Zugleich wird uns permanent suggeriert, unser Wohlstand sei bedroht von Menschen, die uns etwas wegnehmen wollen. Die AfD und die Rechten erklären uns: Wir müssen uns und unsere Werte – im doppelten Sinne – verteidigen. Ich will nicht wohlfeil Altruismus predigen. Ich versuche immer semantische oder dialektische Felder aufzumachen. Womit wir bei Brecht wären und seinem »Guten Menschen von Sezuan«, den das

Theater Bremen wunderbar gewitzt, poetisch und zeigefingerfrei präsentiert: Shen Te möchte andere an ihrem Reichtum partizipieren lassen. Sie gilt als altruistische Figur, doch sie wird ausgenutzt, und als sie schwanger wird, sagt sie: Jetzt brauch ich das Geld für mich und mein Kind. Das findet jeder legitim, doch es ist auch eine Form von Egoismus.

Shen Te erfindet einen Vetter, spaltet sich in einen »Gutmenschen« und seinen bösen Gegenspieler auf.

Niemand kann nur gut sein. Ebenso ist der Egoist in Brechts »Fatzler«-Fragment, mit dem wir als Eigenproduktion das Festival eröffnen, nicht bloß eine negative Figur. Er desertiert gesellschaftlich, erklärt: Ich mach nicht mehr mit bei der allgemeinen Verwertungslogik. Er ist eine Provokation für seine Umwelt und konfrontiert sie mit der Frage: Muss wirklich alles so sein, wie es ist? Nein! Man kann alles ständig ändern. Jede Veränderung aber bringt neue Probleme. Wir werden nie sagen können: Jetzt haben wir es geschafft. Um mit Brecht zu sprechen: »Wenn ihr die Welt verändert habt, verändert die veränderte Welt.« Das Theater bietet keine Lösungen, aber es kann Impulse geben wider die Resignation und mit künstlerischen Mitteln Diskussionen befeuern. Das versuchen alle unsere Aufführungen. **Sebastian Baumgartens Berliner »Dickicht«-Inszenierung wurde von der Kritik ja konträr aufgenommen. Was hat Sie persönlich daran fasziniert?**

Baumgarten ist momentan einer der wichtigsten Brecht-Experten, und er hat für diesen schwierigen Text eine fantastische Übersetzung gefunden mit unfassbar guten Schauspielern. Seine Inszenierung hat ganz viel Humor und ist zugleich tragisch, düster, verstörend. Ich finde sie wahnsinnig kurzweilig und dabei im positiven Sinne überfordernd. Ich mag kein Erklärbar-Theater, wie ich es nenne. Die Aufgabe des Theaters ist nicht, ein Stück zu erklären, sodass es am Ende alle verstanden haben und eine Klassenarbeit darüber schreiben können. Wenn man versucht, alles richtig zu machen, wird es oft ein wenig langweilig. Deswegen ist mir Büchner tausendmal lieber als Goethe und stehe ich mehr auf den jungen Brecht.

Nimmt dieser darum deutlich mehr Raum im Programm ein als Brechts späte Werke?

Sicherlich. Ich bin ein Fan von Brechts frühen Werken, weil dort noch die undogmatische, nicht zum Lehrstück gefilterte politische Kraft zutage tritt. Sie sprengen alle Konventionen mit einer großartigen Sprachwut, die einen wie bei Fassbinder oder Jelinek wirklich umhaut. Das macht sie zeitlos.

Sie zeigen auch Produktionen wie Alexander Eisenachs Finanzwestern »Der kalte Hauch des Geldes« oder »Winterreise« mit dem Exil-Ensemble des Gorki-Theaters. Ein Brechtfestival sollte sich für Sie nicht nur mit Brecht beschäftigen?

So ein Festival muss für mich auch ein Motor sein, um aktuelle Diskurse zu transportieren.

Das Exil-Ensemble des Berliner Maxim Gorki Theaters in Yael Ronens »Winterreise«
© Ute Langkafel MAIFOTO

Festivalleiter Patrick Wengenroth ist ein Fan des frühen Brecht
© Can Rastowicz



Wir erweitern das Spektrum des Programms. Dennoch haben wir immer Brecht im Blick. Yael Ronens »Winterreise«, in der Exilanten Deutschland erkunden, bezieht sich auf Brechts Gedicht »Über die Bezeichnung Emigranten«. Das ist ein wahnsinnig toller und berührender politischer Abend. Und Grandhotel Cosmopolis wird eigene Erfahrungen mit Brecht-Texten verknüpfen. **Das ist eine Augsburger Initiative, die ein Zentrum für Geflüchtete betreibt.**

Es lag mir sehr am Herzen, sie einzubinden. Ich weiß nicht, was dabei rauskommt. Das ist eine Art Readymade, ein Happening. Damit kann ich auch auf die Fresse fliegen. Aber solche Risiken will ich mir leisten. Theater braucht die Reibung an der Gegenwart. Wenn die Aufführungen etwas gemeinsam haben, dann: Sie sind nicht museal. Ich begreife Theater als Diskursform oder frei nach Nietzsche als einen Ort der fröhlichen Wissenschaft. Wir haben viele kluge Köpfe eingeladen. Kathrin Röggla, Stefanie Sargnagel und Bazon Brock werden anhand eines Brecht-Essays Thesenpapiere zum Verhältnis von Egoismus und Solidarität entwerfen. Der Dramatiker Bonn Park leitet eine Schreibwerkstatt für Manifeste. Ich nutze Brechts Werk als Lupe oder Brennglas für brisante Themen der Gegenwart, und gerade heute bietet es sich besonders dafür an.

Inwiefern?

Lange haben viele gedacht, sie könnten unpolitisch durchs Leben wandern. Die konservative Restauration, die Renaissance der Rechten und die irre Trump-Herrschaft zwingen inzwischen jeden dazu, sich zu positionieren. Brecht ist wieder hochaktuell, wir alle sollten uns noch einmal neu mit seinen Texten auseinandersetzen. Das macht dieses Festival auf sehr sinnliche Weise mit Diskurslust, unbändiger Neugier und ganz ohne Dogmatismus. ||

INTERVIEW: PETRA HALLMAYER

Das Münchner Feuilleton begleitet das Brechtfestival mit einer Berichterstattung auf www.muenchner-feuilleton.de

BRECHTFESTIVAL AUGSBURG

23. Feb. bis 4. März | Programm und Tickets: www.brechtfestival.de

|| VORMERKEN! ||

3., 4., 8., 9. MÄRZ

GLÜCK

Heppel & Ettlich | Feilitzschstr. 12 | 20 Uhr
Tickets: www.undsofort.de

Wegen eines Wasser- und Asbestschadens hat das theater ... und so fort sein Domizil in der Schwabinger Kurfürstenstraße verloren. Aber die Szene zeigt sich solidarisch, und so kann Theaterleiter Heiko Dietz seinen Spielplan an wechselnden Orten zumindest teilweise aufrechterhalten. Im Heppel & Ettlich hat Ulrike Dostal mit Dietz und Petra Wintersteller Eric Assous' Komödie »Glück« inszeniert. Drehbuchschreiber und Dramatiker Assous hat es in der lakonischen Beschreibung von Paarbeziehungen zu einiger Meisterschaft gebracht. Der Charme seiner Stücke liegt auch darin, dass er unerwartete Wendungen einbaut. Kinderbuchautorin Louise und Restaurantbesitzer Alexandre, beide nicht mehr so richtig jung und von früheren Beziehungen gebeutelt, lernen sich beim Ausgehen kennen. Es folgt ein One-Night-Stand und die berüchtigte Frage: »Sehen wir uns wieder?« Alexandres Antwort fällt ungenügend aus. Da sperrt Louise ihre Wohnung ab und zwingt ihn zum Reden. Das muss eigentlich schiefgehen.

Anzeige

BURGHAUSEN KULTUR INTERNATIONAL JAZZ

BLOOD, SWEAT & TEARS
MANU DIBANGO
AVISHAI COHEN TRIO
VINCENT PEIRANI QUINTETT
CHARLES TOLLIVER
PERFORMING MEMORIAL TOWN HALL TRIO
RESTAURANT CAUSE RAIBLE

SQUEEZE BAND
MARIUS RESET
JAZZTRAUICH BIGBAND
WOLFGANG HÄFFNER & BAND
DANNY BRYANT & BIGBAND
NICKI HILL LIVE

INTERNATIONALE
JAZZWOCHENBURGHAUSEN
6. - 11. MÄRZ 2018
www.jazzwoche.com

B'Jazz

Do, 15.2. und Fr, 16.2.

THEATER | »F.M.G. – FAUST. MEPHISTO.GRETE.«

PATHOS Theater | 20.00 | Dachauer Str. 110 d
Reservierung: 0152 05435609 oder ticket@pathosmuenchen.de | www.pathosmuenchen.de

Angelika Fink und Barbara Balsei haben mit Künstlern aus Budapest, Istanbul, München und Berlin Goethe und sein Werk performativ untersucht. Im Dialog mit den Räumen des PATHOS nähern sie sich dem Stoff und den Figuren an. »F.M.G.« steht dabei für drei Prinzipien eines nicht zu durchbrechenden Handlungskreises. Ein unsägliches Dreiergespann im immerwährenden Versuch, Liebe zu kreieren und dabei stets das Scheitern zu erschaffen.

Mi, 21.2.

MUSIK | Acher-Enders-Projekt: »Brookland«

Unterfahrt | 21.00 | Einsteinstr. 42
Tickets: www.unterfahrt.de

Zwei Weilheimer, die sich seit der Bigbandzeit in der heimischen Musikschule immer wieder begegnen: Trompeter Micha Acher, die eine Hälfte von The Notwist, und der von Jazz und Saxofon besessene Johannes Enders. Enders studierte Jazz in Graz und New York, Acher schlug sich zusammen mit seinem Bruder Markus und ihrer damals noch unbekanntem Punkband die Nächte in bayrischen Jugendzentren um die Ohren. Jetzt haben Acher, der in der Zwischenzeit ein Faible für New Orleans und das Sousaphone entwickelt hat, und Johannes Enders, Professor für Saxofon in Leipzig und Verehrer von Gil Evans, ihre Vorlieben in der »Brookland Suite« zusammenfließen lassen. Ein Abend mit Micha Acher (Sousaphon), Johannes Enders (ts), Antonio Lucaciu (bs) und Günther »Baby« Sommer (dr, perc).

Sa, 24.2. und Mo, 26.2.

THEATER | Karen Breece: »Don't forget to die«

Münchener Kammerspiele, Kammer 2
19.00 | Maximilianstr. 26–28
Tickets: www.muenchner-kammerspiele.de

Es geht zwar ums Sterben, aber viel mehr noch ums Leben in den 90 Minuten, in denen Livia Hofmann-Buoni (79), Rosemarie Leidenfrost (94), Uta Maaß (90), Christof Ranke (79) und Ursula Werner (74) das Publikum an einem Diskurs teilhaben lassen, dem man sich meist nur ungern stellt. An diesem Abend erlebt man, wie würdevoll und selbstbewusst der lange Blick zurück und die naturgegeben kürzere Perspektive nach vorn sein kann. Wie Rosemarie Leidenfrost sagt: »Angst? Ich habe keine Angst vor dem Tod. Angst habe ich nur davor, dass ich heute Abend hier meinen Text vergesse.«

Sa, 24.2.

MAGDALENA PROJEKT | Jana Korb: »Erstes Leid« & Deborah Hunt: »Tale 53 / Snowwhite«

Meta Theater | 19.30 | Osteranger 8, 85665 Moosach bei Grafing
Tickets: www.meta-theater.com

Bis zum 28. April ist das Magdalena Projekt nun zum dritten Mal zu Gast in München und Moosach – mit über vierzig Theateraufführungen, Performances, Workshops, Filmvorführungen, Ausstellungen und Aktionen, u. a. im Hoch X, im Meta Theater Moosach, im Pathos-Theater und im Klohäuschen. Heute untersucht die Berliner Trapezkünstlerin Jana Korb in ihrer Performance »Erstes Leid« ausgehend von Franz Kafkas und Jean Genets Zirkusliteratur das Existenzielle der Luftartistik. Deborah Hunt (Neuseeland/Puerto Rico) erzählt in »Tale 53 / Snowwhite« eine unheimliche Geschichte, die in einem faszinierenden Bauwerk spielt, das ein Puppen-Papiertheater, seltsame Objekte und ein sich bewegendes Panorama beherbergt.

So, 25.2.

FAMILIENPROGRAMM
Panama Jazz-Ensemble: »Die Pecorinos Teil 3 – Käse in New York«

Unterfahrt | 15.00 | Einsteinstr. 42 | ab 5
Tickets: www.unterfahrt.de

Die Pecorinos sind auf der Flucht: Sie treffen in Kuba auf die berühmte »Fidelmaus«, lernen in New Orleans den Erfinder des Jazz kennen, kommen ins Finale des ASDS (»Amerika sucht den Superstar«) und werden wegen der dummen Sache mit dem Käseraub weiterhin von Kommissar K., dem berühmten Meisterdetektiv, verfolgt, bis sich schließlich ihre Unschuld herausstellt und sie zusammen mit »Henk Spinatra« ein denkwürdiges Konzert in New York geben.

Di, 27.2.

VORTRAG UND GESPRÄCH
Sahra Wagenknecht: »Faust – eine Glücksutopie?«

Gasteig, Black Box | 20.00 | Rosenheimer Str. 5
Tickets: www.muenchenticket.de | www.kulturkreis-gasteig.de

Wer hätte gedacht, dass die Vorsitzende der Fraktion DIE LINKE eine Goethe-Spezialistin ist? Tatsächlich hat sie sich während ihres Studiums der Philosophie, Neueren Deutschen Literatur und Volkswirtschaftslehre so intensiv mit dem Werk Goethes auseinandergesetzt, dass sie heute einen Vortrag über Fausts Schluss-Monolog im 5. Akt »Faust II« mit der Vision »auf freiem Grund mit freiem Volke stehn« hält. Sie fragt: Lassen sich diese letzten Worte auch deuten im Sinne einer noch zu realisierenden Glücks-Utopie von »Eigentum ohne Gier«? Der Kulturwissenschaftler Manfred Osten spricht in der Reihe »Goethe im Gasteig« mit prominenten Personen des Zeitgeschehens über unterschiedlichste Aspekte in Goethes Schaffen. Die Gäste der Reihe sind in diesem Jahr nach Sahra Wagenknecht noch Thea Dorn, Claus Peymann, Tilman Spengler, Rüdiger Safranski und Hendrik Birus.

Di, 27.2.

KABARETT | Melanie Haupt, Judith Jakob und Stephanie Theiß: »Frauen an der Steuer«

Lach- und Schießgesellschaft | 20.00, Einlass 18.30 | Ursula-/Ecke Haimhauserstraße
Tickets: www.lachundschiess.de
www.frauenandersteuer.de

Was haben unser Steuersystem und das Unversum gemeinsam? Beides hat einen Knall. Diese Erfahrung machen auch Marlies, Karo und Ilona, drei Freundinnen, die versuchen, einen kleinen Fischimbiss zu retten, den das Finanzamt im Visier hat. Fragt sich nur: Wie? Rechter Weg oder linke Tour? Gemeinsam bahnen sie sich ihren Weg durch das Dickicht der Steuerbürokratie. Die Frauen an der Steuer werden dem Publikum heute nicht nur eine Szene machen. Der Deutschlandfunk meinte: Eigentlich müsste man die Eintrittskarten von der Steuer absetzen können.

Mi, 28.2.

MUSIK | MKO Songbook

Schwere Reiter MUSIK | 20.00 | Dachauer Str. 114
Tickets: www.muenchenticket.de, reservierung@schwerereiter.de | www.schwerereitermusik.de

Drei zeitgenössische Ensemblewerke stehen auf dem Programm des neuen Songbooks des Münchner Kammerorchesters – es ist das siebte in der fürs Schwere Reiter komponierten Reihe. Henrik Ajax erweitert sein 2014 komponiertes »Streichsextett« für große Besetzung. Unter der Leitung von Gregor A. Mayrhofer spielt das MKO dessen 2016 entstandenes »Oktett« und von Klaus Lang »vier gefäße. staub. licht« aus dem Jahr 2011, über das der Komponist sagt: »Es ist wie ein Erforschen des Wesens von Streicherklang, durch welches das Altbekannte, das Alltägliche gleichsam durch die Lupe betrachtet zum unbekanntem wilden Neuland wird.«

Mi, 28.2. bis Di, 6.3.

IRANISCHES KULTURFEST
»Termeh«

Gasteig, Rosenheimer Str. 5 | Neues Maxim, Landshuter Allee 33 | Programm und Tickets: www.differentiaart.com

Mit Musik, Theater, Literatur, Film, bildender Kunst und Modedesign präsentieren Künstlerinnen und Künstler aus dem Iran komplexe und weitgehend unbekannt Aspekte der iranischen Gesellschaft. Kunst kann einmal mehr als Verständigungsmittel zwischen dem iranischstämmigen und dem lokalen Münchner Publikum dienen und komplexe Hintergründe und Strukturen auf nachhaltige Weise begreifbar machen. Die künstlerischen Projekte geben immer auch den Takt wieder, in dem sie entstanden sind.

Do, 1.3. bis So, 11.3.

FILM | »Mittel Punkt Europa«

Münchener Filmmuseum | St.-Jakobs-Platz 1
4.3. bis 7.3.: Filmgalerie Leerer Beutel | Bertoldstr. 9, 93047 Regensburg | Programm und Tickets: www.mittelpunkteuropa.eu

Im Mittelpunkt der zweiten Ausgabe dieses jungen Münchner – und jetzt auch Regensburger – Filmfests stellt sich die Frage nach der Lage am Mittelpunkt Europas. Wie schlagen sich gesellschaftliche Veränderungen in Tschechien, Polen, Ungarn und der Slowakei filmisch nieder? Neun Spiel- und drei Dokumentarfilme machen das Publikum zum Gast mitreißender, aufrüttelnder, aber auch humorvoller Momente mittelosteuropäischer Lebenswelten: Wie ergeht es einem syrischen Flüchtling, der an der ungarisch-serbischen Grenze plötzlich abhebt (»Jupiter's Moon«), wie gestaltet eine finnenreiche Lehrerin in Bratislava (»The Teacher«) ihre Arbeitstage, wie dagegen singende Nixen ihre Warschauer Club-Nächte (»Sirenenangst«), oder was denkt ein ebenso bedrohlicher wie unfreiwillig komischer Neonazi (»The White World according to Daliborek«) in der mährischen Provinz?

Do, 1.3. und Sa, 3.3.

KASPERLTHEATER NUR FÜR ERWACHSENE | »Das Verschellen der Fernbedienung«

Max-Emanuel-Brauerei, Saal | 20.00
Adalbertstr. 33 | Tickets: www.undsofort.de
auch am 14.3., 15.3. und 17.3., 20.00

Josef Parzefall und Richard Oehmann, in geschulten Kreisen bekannt als Dr. Döblers geschmackvolles Kasperltheater, haben ein neues Stück für Erwachsene, und zwar NUR FÜR ERWACHSENE, gedichtet. An den Puppen: Josef Parzefall und Toni Frank. Als lebensechter Gast ist Konrad Wipp dabei. Puppen, Witze und Geschmackvolligkeiten sind aber unverändert, wie Richard Oehmann sagt. Und fragt: Wer könnte uns unseren lustigen Kasperl verbieten? Nur der, der die Rechte auf ihn hat. Doch wer ist das? Kasperl selbst? Sein Erbauer? Sein Puppenspieler? Wo kommt der Kasperl her? Wo will er hin? Trieb er als Findling in einem Weidenkörberl daher? Verschiedene dubiose Zeugen drängeln sich vor, um Licht ins Dunkel zu bringen. Manche beklagen dabei Adelszwistigkeiten, beweinen Schokoladenpuddings oder bieten preisgünstige Einstiegsdrogen zum Verkauf. Mit Pauschalreisen ins All und einer mystischen Familienaufstellung führt dieser Abend schließlich zurück zur Ursuppe aller Hanswurscherei, zur Wurzel des Tri-Tra-Trallalas, zu den Roots of Larifari.

Sa, 3.3.

TAG DER ARCHIVE | »Erinnern und Entdecken«

Monacensia im Hildebrandhaus | 14.00 und 16.00 | Maria-Theresia-Str. 23 | Eintritt frei
www.monacensia.net | Gesamtprogramm zum Tag der Archive: amuc.hypotheses.org

Im Literaturarchiv der Monacensia arbeiten Wissenschaftler und Publizisten mit einmaligen Originalquellen wie Briefen, Tagebüchern, Manuskripten oder Fotografien. Doch wie kommt ein Schriftstellernachlass ins Archiv? Verena Wittmann berichtet über den langen Weg eines Schriftstücks vom Dichterschreibtisch in die Ausstellungsvitrine und präsentiert »klassische Archivalien« sowie Preziosen und Kuriosa.

Sa, 3.3. bis So, 11.3.

BÜCHERSCHAU JUNIOR
»Neugierig auf die Welt«

Münchener Stadtmuseum | 9.00–19.00
St.-Jakobs-Platz 1 | Eintritt frei
www.muenchner-buecherschau-junior.de

Futter für den Kopf und für die Phantasie bieten 5000 Bücher und Medien aus über 100 Verlagshäusern, zum Schmökern und Ausprobieren, zum Entdecken und Erkunden. Während die Kinder und Jugendlichen Autoren lauschen, die selbst aus ihren Büchern lesen, oder sich in die Neuerscheinungen von beispielsweise Erin Hunter, Martin Widmark oder Isabel Abedi vertiefen, können sich die Eltern mit Lernhilfen und Ratgebern beschäftigen.

bis So, 4.3.

AUSSTELLUNG | Janis Rafa: »Configuration of the man that has seen without being seen«

Villa Concordia | Mo–Do 8.00–12.00 und 13.00–15.00, Fr 8.00–13.00, Sa–So 11.00–16.00
Concordiastr. 28, 96049 Bamberg | Eintritt frei
www.villa-concordia.de | www.janisrafaillidou.co.uk/

Die filmischen Erzählungen der griechischen Videokünstlerin Janis Rafa sind von archaischer Kraft, die an Pasolini erinnert. Ihre Werke werden durch Abstraktionen und visuelle Metaphern inszeniert, um eine von stereotypen Realitätsbegriffen freie Welt zu schaffen. Ihre Arbeiten gehen von persönlichen Geschichten aus und auf die Vielfalt der Beziehungen zwischen Lebendem und Totem, Menschlichem und Nicht-Menschlichem ein.

So, 4.3. bis Fr, 16.3.

FAMILIENPROGRAMM | 10 Jahre Kindertheater im Fraunhofer

Theater im Fraunhofer, Fraunhoferstr. 9 | HochX, Entenbachstr. 37 | Programm und Tickets: www.kindertheater-im-fraunhofer.de

Das Kindertheater im Fraunhofer feiert seinen 10. Geburtstag mit einem Festival, bei dem natürlich die Zahl 10 die Hauptrolle spielt: »10 Jahre – 10 Tage – 10 Stücke« lautet das Motto, unter dem im Theater im Fraunhofer und im HochX gefeiert wird. Im Rahmen des Geburtstagsfestivals begnügt man u. a. dem schlaun Cowgirl Loreen, einer gesprächigen Wolke, der nervtötenden Kuh Rosemarie und Marco Polos Leidenschaft für lange Nudeln. Eine Ausstellung im Foyer des Fraunhofertheaters dokumentiert die Geschichte des gleichnamigen Kindertheaters.

Mi, 7.3.

FILM & MUSIK | Flimmerkammer #3: »Das neue Babylon«

Münchener Kammerspiele, Kammer 1 | 21.00
Maximilianstr. 26–28 | Tickets: www.o-j-m.de

Das Orchester Jakobplatz widmet sich unter dem Motto »Flimmerkammer« der Stummfilmmusik. In »Das neue Babylon« verliebt sich im Pariser Frühling des Jahres 1871 die junge Louise, Mitglied der Commune und Verkäuferin im Kaufhaus Babylon, in den regierungstreuen Soldaten Jean. Doch ihre Liebe endet im Grab, das Jean für Louise schaufeln wird. Die Originalmusik stammt von Dmitri Schostakowitsch, Regie führten Grigori Kosinzew und Leonid Trauberg.

Fr, 9.3.

MUSIKREVUE | Julia Cortis und Alex Haas: »Greife wacker nach der Sünde«

Einstein 28 | 19.00 | Einsteinstr. 28 | Tickets: Münchner Volkshochschule, Kursnr. G244000, Restkarten Abendkasse | www.mvhs.de

Frank Wedekind war als Schriftsteller, Schauspieler, Kabarettist und Werbetexter eine der schillerndsten, undurchschaubarsten Figuren der Schwabinger Bohème. Zu seinem 100. Todestag präsentieren Julia Cortis (Rezitation) und Alex Haas (Gitarre/Laute) »Simplicissimus«-Gedichte und Bänkellieder sowie Auszüge aus Dramen und Briefen, die das Bild dieses provokanten Dramatikers ergänzen.